Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Leipzig
Ernst Keil.
1870.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

Erster Theil.

Leipzig
Ernst Keil.
1870.

Friedel und Oswald.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Auf dem Runkelstein.

In vollster Pracht, mit allem Reiz und Glanze, wie er nur in den lachenden Thälern jenseit des Brenners heimisch ist, lag die Mittagssonne einer der mittlern Septembertage auf der schroffen Felswand, die wie ein vorgeschobener Steinwall den Eingang in das enge Sarnthal bewacht, und brannte auf Zinnen und Dächern des mächtigen Bergschlosses Runkelstein [1]), das den Steinwall krönt. Draußen, in den flachen Ländern am Fuße der Alpen, hatte der Herbst schon lange in vergilbten Stoppelfeldern und im gerötheten Buchenlaube seinen Einzug verkündet: in dem warmen Thalkessel von Bozen aber und auf dessen sonnigen Berghalden war der Sommer noch unumschränkter Gebieter und Herr, und die Luft wehte trotz aller Milde so heiß und schwül, daß es hochwillkommen war, wenn hie und da eine Castanie die dichten Schatten ihrer Krone über den schmalen steinigen Saumpfad breitete, der, an's Gestein hingezwängt, sich in fast senkrechter Steile zum Schlosse emporwindet. Zur Seite, kunstvoll aus Feldsteinen, Geröll und Felstrümmern erbaut, erhoben sich die Mauern der Weinberge, und über diesen stiegen wieder, überreich mit blauen Trauben behangen, die Pergeln oder Puntaunen empor, jene leichten, aus Pfählen und Latten zusammengefügten Holzgitter, über welchen nach wälschem

Brauch die Rebe Südtirols gezogen wird. Dazwischen hob manchmal ein Pfirsichbaum sein schmales, hellschimmerndes Blattwerk empor, als könne er nicht genug aufstreben, um noch die Spätlinge seiner schwellenden Sammetfrüchte in Glanz und Gluth des wolkenlos blauenden Himmels zu sonnen und vollends reifen zu machen.

Die Schwüle des Mittags mochte wohl auch Ursache sein, daß der Saumpfad, an dessen anderer Seite die Talfer in tiefer Schlucht tosend und schäumend aus dem Sarnthale heranstürmt, einsam und unbegangen war. Die Stille wurde nur durch den Hufschlag eines Rößleins unterbrochen, das einen jungen Mann in ritterlicher Tracht so eben um die Bergecke trug. Das rothe Wamms des Ankommenden, überreich mit goldgestickten Verzierungen bedeckt, das zierlich gelockte Haar, das unter der Sturmhaube hervor auf Hals und Ringkragen niederfiel, ließen vermuthen, daß der Ritt irgend einem Feste gelte: dagegen zeigten der kleine blaustählerne Krebsharnisch auf der Brust, sowie die am Sattel neben dem Schilde hängende Eisenkeule und der lange Dolch im Gürtel, daß der Reiter auch einen kriegerischen Angriff nicht für unmöglich hielt und dafür gerüstet sein wollte. Er schien es kaum zu bemerken, daß das stattlich aufgezäumte, aber etwas magere Rößlein, von der Hitze und dem steinigen Wege ermüdet, allmälig aus dem Trabe in einen sehr gemächlichen Paßgang verfallen war: erst als es völlig stille stand, fuhr er aus seinem bisherigen Sinnen auf.

Das Thier hatte die Stelle zur Rast ganz gut gewählt.

Am Wegrande lag ein großes Felsstück, von Natur und Zeit allmälig zur bequemen Ruhebank geformt und mit weichem Moospolster überzogen; daneben grünte ein kleines Fleckchen Rasen, auf welchem Thymian und Münze die duftigen Dolden wiegten und mit den Hummeln zu

scherzen schienen, die sie umsummten; darüber hatten zwei mächtige Castanien die Aeste zu einem Dache verschränkt, in dessen Dunkel die hellgrünen, stachlichten Fruchtbüschel die einzigen lichten Punkte bildeten. Aus den Wipfeln sank säuselnde Kühle nieder, von der Talfer wehte es frisch herauf, und Wehen und Säuseln, Duften und Summen verwebten sich, als wetteiferten sie, das Plätzchen so recht angenehm und geeignet zu machen, in ihm Siesta zu halten und die heiße Mittagszeit zu verdämmern.

Ein Wanderer war bereits der Lockung gefolgt und hatte sich halbliegend auf die Felsbank hingelehnt, den einen Arm erhoben und wie zur Stütze unter den Kopf gelegt, während der andere nachlässig im Grase neben Bogen und Fiedel ruhte, als wäre eben auf dieser gespielt und sie nur weggelegt worden, auf neue Gesänge zu sinnen. Der Wanderer lag mit geschlossenen Augen, als ob er schliefe oder nachdächte; eine schlanke, wenn auch nicht große Männergestalt, zu deren kräftigem Bau das lange Silberhaar des Hauptes ebenso wenig stimmen wollte, als der greisenhafte Bart, der breit auf die Brust herabfiel. Sein Gewand war nicht das landesübliche: eine dunkle, faltige Kutte von fremdartigem Schnitte, wie die Kreuzfahrer ihn den Sarazenen abgesehen und mitgebracht hatten aus dem Morgenlande.

„Nun, Freund Spielmann!" rief der Ritter dem Rastenden zu, indem er den Helm von der schweißtriefenden Stirne lüftete. „Du verstehst es meisterlich, Dir ein Lotterbettlein auszusuchen!"

„Ei, das lernt sich wohl, Herr Ritter," entgegnete der Fiedler, sich halb aufrichtend. „Wenn man lange genug unterwegs ist auf der Pilgerfahrt zum weißen Haar, da lernt man wohl, es nicht zu verschmähen, wo sich ein kühles Plätzlein aufthut neben der staubigen, sonnigen Heerstraße! Könnt's aber wohl auch so gut haben, Herr Ritter —

könnt absteigen, Euer Rößlein an den Baum binden und Euch in's Gras legen — es ist noch Platz neben mir und meiner Fiedel!"

„Schön' Dank für die Einladung!" rief der Ritter lachend. „Hab' noch einen tüchtigen Ritt vor mir, in's Sarnthal hinein, nach den Burgen von Ried und Langeck — will mich auch bedünken, als wär' die Gesellschaft der Fiedel nicht eben die rechte für ein ritterlich Schwert!"

„Meint Ihr, gestrenger Herr Ritter?" entgegnete der Spielmann, indem er den Reiter eigenthümlich anblinzte. „Ich bin auf meiner Wanderfahrt hinwider Leuten begegnet, die so thöricht waren, zu glauben, das Schwert müsse sich's zur Ehre rechnen, wenn die Fiedel Platz nehmen wollt' neben ihm. . . . Bin vor Jahren auch hier zu Land gewandert, und sind wenig Thüren gewesen, die sich nicht aufgethan, wenn ich anklopfte . . . aber freilich wohl, ich bin lange genug fort gewesen . . . seitdem kann sich viel verändert haben in Tirol!"

„Jedes an seinen Ort!" war des Ritters Antwort. „Wo das Geklimper hingehört, zu Tafel und Mummenschanz, da läßt man sich's wohl gefallen. Wir haben jetzt andere Dinge zu thun . . . aber Einzelne giebt's immer noch, denen Singsang und Saitenspiel über Alles gilt! Versuch's nur einmal, Spielmann, und sprich ein da droben auf dem Runkelstein — dem Burgherrn ist Alles willkommen, was singt und geigt."

„Dem Burgherrn von Runkelstein?" fragte verwundert der Fiedler. „Das ist allerdings schon die erste große Veränderung, der ich in Tirol begegne! Cyprian von Wangen hat früher niemals an etwas Anderem Gefallen gehabt, als an Rossen, Dirnen und vor Allem," fügte er mit einem Seitenblicke auf den glänzenden Anzug des Ritters hinzu, „. . . an schönem, zierlichem Gewand und Schmuck. . . ."

„Es hört sich, daß Du lange fort bist!“ entgegnete etwas unmuthig der Reiter. „Der von Wangen hatte schwere Pfandschaft auf dem Ansitz, die er nicht auslösen konnte. . . . Burgherr da droben ist jetzt der reiche Niklas Vintler — der hat den Runkelstein eingethan um ein Spottgeld. . . .“

Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber der Spielmann brach in lautes Gelächter aus, dessen spöttische Bedeutung nicht zu verkennen war. „Was lachst Du, Strolch?“ rief der Ritter wieder. „Es steht Dir übel an, über das Unglück eines edlen Geschlechts zu lachen!“

„Es ist nicht darüber, daß ich lache!“ sagte der Spielmann, indem er den Ritter wie zuvor von der Seite ansah. „Fiel mir nur ein Liedel ein, das ich gar oft singen gehört. . . .“ Damit langte er nach der Fiedel, griff, ohne den Bogen zu gebrauchen, in die Saiten und klimperte, wie auf einer Zither, indem er schnarrend nach einer eintönig spöttischen Weise sang:

„Viel' mancher Ritter, ich hört's fürwahr,
Hat Borten am Goller, von Golde klar:
Sein Schlößlein trägt er halb auf jeder Nath,
Den Pallas links und rechts die Kemenat!“

Der Ritter hörte nicht mehr zu; er war fortgesprengt ohne Gruß: sei es, weil der Gaul der Rast überdrüssig geworden, oder weil er vom Ritter die Sporen bekommen, dem Lied und Weise nicht zu behagen schienen. Der fahrende Spielmann lachte wie zuvor, ließ den greisen Kopf auf die Moosbank zurücksinken und machte sich's wieder bequem in seiner kühlen Zuflucht.

Auch im Schloßhofe des Runkelstein war indeß wenig von der sengenden Mittagshitze zu spüren. Der Schatten eines hohen zweistöckigen Gebäudes legte sich den ganzen Morgen über in die Ecke des Schloßhofes, wo neben dem Thore und dem Hauptthurme unter einer Gruppe von

Nußbäumen der Ziehbrunnen seinen unergründlichen Schacht einsenkte. Es war der Pallas, das Prunkgebäude, aus dessen spitzgewölbten Fenstern die Farbenschilder und Felder des Deckengetäfels herniederglänzten und die mächtigen Säle und Gemächer erkennen ließen, welche zum Empfange von besonders edlen Gästen bestimmt waren und darum die Kaiserzimmer hießen. Kam die Sonne eben senkrecht zu stehen, so hatte sie gerade nur Zeit genug, den schmalen und grasbewachsenen Raum so weit zu erwärmen, daß er nicht feucht und modrig wurde; bald trat sie hinter das Giebeldach der gegenüberstehenden Kemenat mit den Frauengemächern, das nun seinerseits schattige Kühle über den Burghof breitete.

Sonnig war er nur auf einem kleinen Platze neben dem Pallas. Von der Kemenat herüber führte ein offener und lichter Säulengang in einen kleinen Nebenbau, der wieder durch die Capelle und ein kleines Wirthschaftsgebäude mit dem Pallas zusammenhing. Aus den Fenstern, Erkern und Schießscharten des Ganges öffnete sich der Blick auf die Höhen von Kaltern und Eppan bis gegen das Riesenhaupt des rothen Mendelgebirges und seitwärts die Etsch entlang bis tief hinein in das wälsche Land. Darum konnte die Sonne auch die meiste Zeit hindurch frei über die Zinnen schauen, daß die Farben der Gemälde und Schildereien, womit die Wände des Nebenbaues bedeckt waren, noch eins so lustig und lebendig leuchteten und strahlten. Dennoch war es unmittelbar nebenan gar anmuthig; der untere Gaden des Nebenbaues besteht in einer weiten, nördlich gegen das Sarnthal gerichteten Halle, durch deren Luken im Hochsommer gar willkommene Kühle streicht. Thurmhoch und senkrecht stürzt da die Felswand ab gegen das Rinnsal der Talfer, welche mit verdoppeltem Gebrause vorüberzieht, als wäre sie unwillig, dem Felsen ausweichen und um die Ecke biegen zu müssen.

Am traulichsten war es in dem Eckfenster der Halle, das, tief in die Mauern eingebaut, eine bequeme Nische bildet. Links und rechts befanden sich gemauerte Sitze, mit bequemen Kissen bedeckt, und dazwischen stand ein schmaler Tisch, dessen weiße Platte ihren Ursprung aus den Marmorbrüchen von Schlanders nicht verleugnete. Ueber den Sitzen, an der Wand, war allerlei musikalisches Geräthe aufgehangen und angelehnt und ließ erkennen, daß die edle Tonkunst kein Fremdling war in den Mauern von Runkelstein. Neben der kleinen Harfe, die beim Spielen auf den Schooß gestellt ward, und der breit ausgebauchten italischen Laute fehlte die schmale deutsche Fidel so wenig, als das langgestreckte metallene Horn, die Holzzinke mit dem breit aufgebogenen Schallbecher und die lustige Schnabelflöte. Das ganze übrige Gemäuer der Halle war mit leichter steingrauer Farbe bedeckt, und auf diesem Grunde prangten, in helleren und tieferen Tönen gemalt, die stattlichen Brustbilder alter deutscher Könige und Kaiser: Karl der Große, der die Weltkugel in der Hand hielt, Barbarossa mit dem übermächtigen Barte, Heinrich der Finkler, dem ein Falke auf der Schulter saß, Konrad der Städtegründer und Rudolph, der Schweizergraf von Habsburg, der den Schluß bildete, gleich als wäre mit ihm, obwohl er schon seit mehr als einem Jahrhundert dahin gegangen, die Reihe Derer zu Ende, die in Wahrheit über Deutschland geherrscht. Zwischen den einzelnen Bildern war wieder allerlei Gewaffen zu Schimpf und Ernst angebracht, und der Boden der Halle trug die deutlichen Spuren, daß sie nicht blos den Künsten des Friedens diente, sondern manchmal auch den Platz zu Kriegsspiel und ritterlicher Uebung abgeben mußte. An der Außenseite, um die Strebepfeiler des Gebäudes, wuchsen Reben hinan und ließen die grüngoldigen Schattenbilder ihrer Ranken und Blätter in anmuthigem Spiele hin

und wieder schweben auf dem dunkelrothen Ziegelboden der Halle.

Auf der weißen Tischplatte stand ein bauchiger Glaskrug, mit dem dunklen Safte der vorjährigen Trauben-Ernte gefüllt, daneben saßen zwei Männer, beide im bequemen ritterlichen Hausüberwurf ohne Aermel und Kragen, aber ringsum mit Pelz und Velbel besetzt: beide längst hinaus über Frühling und Sommer des Lebens. Der Eine [2]) war hochgewachsen, aber hager, mit klugem, scharf geschnittenem Gesicht und grauen, rasch beweglichen Augen, welche überall zu sein schienen, als sorgten sie, daß ihnen ja nichts entgehe; der Andere hatte sich in einen Stuhl gelehnt und bot mit der kleinen, wohlbeleibten Gestalt, dem vollen Gesichte und der hohen kahlen Stirn ein volles Bild bequemer Behaglichkeit. Der Hagere blickte unverwandt durch den Steinkranz des Fensters auf die Berge hinaus, von deren höchster Zinne die Burg Ravenstein wie ein spähender Wächter herniederstarrte: dennoch schienen seine Gedanken anderwärts zu sein, seine Lippen bewegten sich leise, als ob er innerlich spräche, und seine Hände spielten wie zählend mit einer Schnur aneinandergereihter Kugeln, wie sie in damaliger Zeit als Rechenknechte zu dienen pflegten. Der Dicke hielt ein Stück Zirbelholz in der Hand und war daran, die Linien einer in das Holz eingeschnittenen Zeichnung mit einem feinen Schnitzmesserchen zu prüfen und zu verbessern. Wohlgefällig und vorsichtig begann er dann die Schnitzelei mit rother Farbe zu überziehen, welche in einem zierlichen kleinen Topfe bereitet stand, und die so bestrichene Platte auf Papierstreifen abzudrucken. Je öfter er den Versuch wiederholte, desto zufriedener und vergnügter ward der Ausdruck seines behäbigen Angesichts.

„Sieh' einmal, Bruder,“ rief er jetzt seinem hagern Genossen zu, „sieh' Dir einmal diesen heiligen Christoph

an und sage, ob Dir nicht das Herz im Leibe lachen muß bei seinem Anblick! Nur die Farbe verschwimmt und verwischt sich noch zu sehr . . . aber ich denke, ich will noch dahinter kommen, daß das besser wird!"

Der Hagere ließ den Rechenknecht in die Tasche gleiten und betrachtete die ihm dargebotenen Blätter mit sachverständigem Kennerblicke. „Die Farbe ist zu flüssig," sagte er dann, „die Umrisse treten nicht scharf genug hervor — aber Du hast Recht, Bruder Konrad, das ist wirklich ein guter Einfall! Dieser heilige Christoph sieht dreimal schöner aus, als die Bildlein, welche die Wallfahrer aus der Schweiz vom Einsiedlerkloster mitbringen, und wovon sie so viel Wunderns machen! Sinne nach, Bruder; wenn es Dir gelingt, könnte man vielleicht die ganze Handelschaft an sich ziehen — das setzte einen tüchtigen Gewinn!"

Der Dicke lachte noch behäbiger; ihm war es offenbar mehr um das Lob zu thun, das seine Arbeit erhielt, als um den Vortheil, den der schneller rechnende Bruder herausfand. „Ich will es wohl herausgrübeln," sagte er geschmeichelt, „laß mich nur erst auf der rechten Fährte sein, dann sollst Du Wunder seh'n! Ich habe noch ganz andere Dinge im Kopfe! Noch ist es mir selber nicht ganz klar," fuhr er fort, indem er sich näher und wie geheimnißvoll an den Bruder wandte, „aber dies Schnitzen von Bildern hat mich auf noch ganz andere Gedanken gebracht! Was meinst Du? Sollte es nicht möglich sein, so wie diese Figuren auch Schrift oder Buchstaben in Holz zu schneiden und dann abzudrucken, wie den heiligen Christoph da? Dann brauchte man sich nicht mehr Jahre lang mit dem mühseligen Abschreiben zu quälen — die Bücher wären nicht mehr so selten . . ."

„Und nicht so kostbar wie die Handschriften, die man schier mit Gold aufwägen muß!" entgegnete der Andere

mit zustimmendem Nicken. „Bruder, das halte ja fest — das wär' ein noch besserer Einfall und ein noch ergiebigeres Geschäft! — Aber sieh' da," unterbrach er sich selbst, indem er nach der Freitreppe emporsah, welche unmittelbar seitwärts und neben der Capelle zu den kleineren Wohngemächern führte, wo der Priester des Schlosses, nach damaliger Sitte der Burgpfaffe geheißen, die stille Behausung aufgeschlagen hatte und jetzt aus derselben trat. Der Caplan war ein kleiner, unansehnlicher Mann mit klugen Augen und einem feinen Gesichte, dessen Weiße und Bläße verriethen, daß er den größten Theil seines Lebens über Büchern und Schriften in der Zelle zugebracht haben mochte. Daher kam es wohl auch von dem vielen Sitzen und Schreiben, daß die rechte Schulter etwas erhoben, und der Nacken mehr gebeugt war, als er nach der Zahl der darauf lastenden Jahre sein mußte.

„Kommt doch herunter, Herr Sentlinger [3])," rief der Hagere wieder, „und seht Euch einmal Konrad's Versuche an — ich denke, Ihr sollt nicht schelten darüber!"

„Schelten!" erwiderte der Caplan näherkommend. „Bin ich doch im Voraus schon versichert, daß sothanes Werk etwas Schönes sein muß: dafür ist mir der Name Vintler gut! Weiß ich doch, daß ich nicht als ein falscher Prophet erfunden werde, wenn ich sage, dieses Schloß Runkelstein wird noch nach Jahrhunderten davon Zeugniß geben, wie der Vintler ritterlich Geschlecht darinnen allen freien Künsten ein rechtes Refugium und stilles Asylum eröffnet . . ." An den Tisch tretend verglich der Greis die Holzschnitt-Abdrücke und fuhr fort: „Wie ich gesagt, diese Erfindung ist schön und fein und däucht mir ein gottgefälliges Werk, weil dadurch manch' frommem Gemüthe ein erbaulicher und beschaulicher Trost mag zugewendet werden . . . aber es will mich auch gemahnen, als sei es besser, bei den Bildern zu verbleiben und nicht weitere

Versuche zu machen mit Buchstaben oder Schrift, wie ich vorhin im Heraustreten aus meiner Stube vernommen ... Leichtlich möchte in dem Versuche eine Versuchung liegen ..."

„Ich begreif' das nicht, Caplan," sagte der Burgherr. „Sagt, was Ihr dawider habt!"

„Ich habe zwei Gründe, Herr Vintler," erwiderte der Caplan, „warum ich wünschen muß, daß der Gedanke des Herrn Konrad eine Gedanke bleibe, und er nicht dazu komme, Bücher wie diese Bilder abzudrucken. Der erste Grund," fuhr er mit mildem, herzgewinnenden Lächeln fort, „der betrifft mich selbst ... und das liebe Ich hat immer auch ein Wörtlein mitzureden. Das Bücher-Abschreiben ist meine liebste Beschäftigung, mein Gewerbe und meine Kunst — ist auch das Brod von gar Vielen ... Ei, wenn Ihr Bücher druckt, was sollen dann die Mönche in den Klöstern, was soll ich selber anfangen mit meinen Kielen, Pinseln und Stiften?"

„Ho ho," lachte der Dicke, indem er Sentlinger die Hand bot, „will's da hinaus? Nun, vor mir habt Ihr nicht bange zu sein! Ihr kennt mich ja ... ich bin ein Tiftler und Boßler, dem heute das, morgen 'was Anderes in die Hände fällt, der viel anfängt und wenig zu Ende bringt. Jetzt liegt mir vor Allem mein Tagebuch [4]) am Herzen, als worin ich jedermänniglich den Weg weisen will zu einem ruhigen Leben und einem glücksamen Ende, und bis da das letzte Reimpaar ersonnen ist, mögt Ihr noch manche Abschrift zusammenkritzeln!"

„Und Euer zweiter Grund?" fragte Nicolaus Vintler.

„Mein zweiter Grund," begann der Caplan bedächtig, „liegt darin, wenn ich mir vorstelle und einbilde, wie es wohl werden würde und müßte, wenn Konrad's Vorhaben nun wirklich gelungen wäre und ausgeführt ... Jetzt sind Schrift und Wissenschaft wie ein Heiligthum, so nur den Gelehrten offen stehet und den Geistlichen, und

der Weg dazu ist so langwierig und beschwerlich, daß nur Derjenige nicht abgeschreckt wird von den Mühseligkeiten, der wirklich dazu berufen ist und auserwählt! Wenn aber die Schriften in Büchern gedruckt wären und so wohlfeil, daß Jeder hinzutreten könnte und könnte nach den rein bewahrten Heiligthümern greifen mit unsauberen Händen und unsauberem Sinn . . . mir schaudert bei dem bloßen Gedanken!"

„Schaudern?" entgegnete der Burgherr. „Sollt' ich doch schier meinen, es wäre erfreulich, wenn Solches geschähe? Wenn die Wissenschaft und mit ihr die Tugend sich ausbreiten könnte über das ganze Menschengeschlecht — das goldene Zeitalter müßte wieder kommen!"

„Die Tugend? Mit dem Wissen die Tugend?" fragte Sentlinger kopfschüttelnd. „Es ist möglich, daß das Wissen Menschen zur Tugend führt — aber Alle gewiß nicht! Alle nicht! Die Frucht vom Baume der Erkenntniß, durch die das Uebel in die Welt gekommen, ist ein gefährlich Essen zu aller Zeit! Wie, wenn nun Jeder seinen gleichen Theil haben sollt' an der Erkenntniß und Wissenschaft? Denkt Ihr nicht, daß er sich auch in Anderem für gleich halten und seinen gleichen Antheil fordern wird an Allem? Müßte da nicht Alles zu Grunde gehen und über einander stürzen, was uns lang' als heilig gegolten?... Beim Heil meiner armen Seele — ich kann nicht anders, als daß mir schaudert bei solchen Gedanken!"

Eine längere, fast drückende Stille trat ein.

„Ihr nehmt es sehr ernsthaft und habt vielleicht nicht Unrecht," begann der Burgherr wieder, „doch will mich's bedünken, als sei solcher Einsturz schon vor der Thür, und brauch' es nicht erst einer solchen Erfindung, ihn herbeizuführen. Die geistliche und die weltliche Macht, die beiden Schwerter, so der Herr auf die Erde gesandt, daß sie einträchtig die Herrschaft haben sollten über sie, sind

uneins geworden unter einander und jedes machtlos für sich! Die Bauern, die Appenzeller, haben sich über ihre Herren erhoben, die Bürger dulden keinen Gebieter über sich, die Fürsten wollen sich erheben über den Kaiser — Krieg und Unruh' ist in allen Reichen und Gegenden — in Neapel und Ungarn, in Böheim, Frankreich und Polanden, und Sigismund, das erwählte Oberhaupt deutscher Nation, schlägt sich in Italien herum und ist so unmächtig, daß er mit Noth und Mühe herein konnte in sein eigenes Reich und nach Aachen zur Krönung! Die Kirche ist verwandelt in ein dreiköpfig Ungeheuer — die Christenheit hat drei Päpste, von denen Jeder behauptet, er allein sei der wahre und rechte Stellvertreter des Heilandes! Das Volk ist verwirrt und verleitet durch die lästerlichen Lehren, die aus England herüberkommen und aus Böheim ... Ich sollt' meinen, das wär' des Umsturzes und Einsturzes genug, und ohne daß Wissenschaft und Erkenntniß daran ein Theil gehabt ..."

„Es ist leider wahr, wir leben in schrecklichen Zeitläufen," erwiderte Sentlinger betrübt — „und doch dünkt mich all' das nur ein geringes Unheil gegen das Elend, das über die Völker hereinbricht, wenn kein Unterschied mehr sein wird unter den Menschen: keine Schranke mehr zwischen Denen, die da wissen, und Denen, die glauben wollen — und sollen, zu ihrem Heile — denn der Herr hat uns nicht Alle gleich geschaffen, und nicht Jedem ist es bestimmt, sein eigener Führer und Stab zu sein ... Aber," unterbrach er sich selbst mit etwas erzwungenem Lächeln, „was ängsten wir uns über die Zukunft, die doch mit der eines jeden Sperlings in den besten Händen ist! Vergaß ich doch beinahe ganz, weshalb ich eigentlich gekommen bin ..."

Miene und Ton des Priesters waren bei den letzten Worten etwas feierlich geworden, daß die Beiden verwun-

dert nach ihm schauten. Er deutete lächelnd auf sein schwarzes Gewand, unter dessen Falten etwas verborgen, aber im Umrisse nicht erkennbar war. „Es ist schon so manch' Jährlein verflossen," sagte er, „seit ich fort bin aus München, meiner lieben Vaterstadt. Ich war von Kind auf ein einsiedlerischer Vogel, d'rum behagt' es mir nicht daheim in der ewigen Unruh', Krieg und Aufruhr, auch Wechsel des Regiments unter den vier Herzogen. Dachte, mich mit meinen Büchern nach Scheyern zu flüchten oder in's Mettner-Stift — da geschah's wie eine gute Schickung, daß Ihr nach München kamt. Ihr hattet ein Geschäft und Geldwechsel abzumachen mit meinen Vettern — da habt Ihr mich lieb gewonnen und habt mich mit Euch genommen und mir und meiner kleinen Thätigkeit eine Klause und Cellula geschaffen, wie ich solche nicht besser wünschen möcht', noch schöner träumen könnt'. Hätt' Euch auch gern schon längst meinen Dank dafür abgetragen, war aber nicht eher möglich, weil ich mich nur mit etwas Würdigem bedanken wollt', und das Würdige wächst langsam wie Eichenholz!"

„Ei, so rücket nur heraus mit dem Dank!" rief Konrad Vintler. „Ihr macht mich über Gebühr neugierig. Sollte die Reim-Chronica fertig geworden sein, daran Ihr seit Jahren feilt?"

„Leider nein," erwiderte Sentlinger, „doch ist's immerhin ein schön Stück Arbeit, und acht' ich es als eine große Gnade Gottes, daß er mich's vollbringen lassen. Verehrter Freund, Ihr seid ein großer Verehrer und Liebhaber uns'rer alten deutschen Poeten und Sänger und habt vor Allen den edlen Gottfried von Straßburg als Euren besonderen Liebling erkoren und sein Lied von Tristan und Isolt in gar anmuthigen Schildereien auf die Wand Eures Saales malen lassen. Habe d'rum dies Lied für Euch abgeschrieben, so schön und zierlich man nur schreiben mag,

und hab' schier drei Jahr' daran gearbeitet . . . das Buch sollt Ihr nehmen und halten als ein dankbares Andenken an Euren Gast und Burgcaplan, wie es hier geschrieben zu lesen auf der letzten Seite . . . Seht hier: ‚Vollbracht durch mich, Heinz den Sentlinger aus München, zur Ehr' meinem insonders großgünstigen Herrn und Freunde, Niklas der Vintler auf Rendelstein und Runkelstein, am Tage Sancti Wendelini, als man zählt nach Christi Geburt im vierzehnhundert und dreizehnten Jahr . . .'" Dabei hatte der Caplan das Gewand aus einander geschlagen, ein stattliches Buch mit starken Deckeln und erzbeschlagenen Ecken hervorgebracht und die breite Messingschließe geöffnet, die den Band zusammenhielt. Am obern Ende des Rückens befand sich ein Ring mit einem zierlichen Kettchen, um das Buch an der Wand neben sich aufhängen zu können, wie es damals wohl Sitte war mit Schriften, die man gern ganz nahe bei sich haben wollte.

Mit sichtbarer Ueberraschung und einem Anfluge von Rührung ergriff der Burgherr die Hand des Caplans und drückte sie herzlich, während sein Bruder sich sogleich zurecht setzte, einen Zipfel seines Gewandes über den Tisch breitete und das Buch darauf niederlegte, um es recht in Muße und Bequemlichkeit betrachten zu können. „Habt Dank, Herr Sentlinger," rief Vintler, „und schlaget ein! Es freut mich, so es Euch bisher behagt bei mir und auf dem Runkelstein; d'rum müßt Ihr mir auch versprechen, zu bleiben, bis Euch eine Cellula bereit sein wird in der himmlischen Burg . . . ansonst könnte ich solche Verehrung mit gutem Gewissen nicht annehmen. Das ist mir traun ein kostbares Gastgeschenk," fuhr er fort, indeß Sentlinger treuherzig und warm den Handschlag erwiderte, „eine Gabe, die den Gast nicht minder ehrt, als den Wirth! D'rum soll sie auch den Ehrenplatz im Hause haben — oben im Saal, wo Tristan und Isolt angemalt sind, will

ich ein eigen Postamentlein zurichten lassen und die Abschrift darauf legen, zu Eurer Ehre und zum Zeugniß meiner absonderlichen Freude!"

Er trat näher, um das Buch ebenfalls zu beschauen. „Ich sagt' es immer," rief Konrad, „und bleibe dabei! Ihr seid ein Meister, Herr Sentlinger, und was Ihr anfaßt, das gelingt Euch . . . im Schriftmalen nun gar müßt Ihr mich zu Eurem Schüler machen, sonst habt Ihr keine Ruhe vor mir! Sieh' nur, Bruder, wie klar und rein die Schrift dasteht, ein Buchstabe wie der andere, jede Zeile der andern gleich . . . und wie zierlich diese Einfassungen sind! Hier dies Gewinde von Dorngesträuch mit einem einzigen übrig gebliebenen Röslein daran, als Sinnbild des unglücklichen Schicksals des Liebespärchens . . . und hier, bei der Erzählung von dem Hochzeitsfeste, der dichte Kranz von Weinlaub mit den Trauben d'ran . . . man wird ordentlich danach lüstern, wie das Füchslein, das da unten angemalt ist und gar begehrlich emporguckt!" Laut stimmte der Burgherr in die freudigen Ausrufungen des Bruders, und unter steigender Bewunderung wurde das ganze Buch durchblättert und jedes Blatt nach Gebühr gepriesen, vor Allem die Initialen oder Anfangsbuchstaben, womit jeder neue Abschnitt begann, und in welche kleine Bildchen, den Inhalt andeutend, in zierlichen Figürchen mit hellen, frisch glänzenden Farben eingemalt waren.

Indessen hatten einige Knechte längs der Halle hin eine schmale Tafel zurecht gestellt, und des Burgherrn Ehegesponsin, Frau Katharina Eckher von Köstlan, war emsig bemüht, mit Hilfe einer Gürtelmagd weißes Linnen darüber zu decken und Teller und Becher von blankem Zinn darauf zu stellen. Nur am untern Ende standen Schüsselchen und Näpfe von Holz, für die Reisigen, Knechte und Mägde bestimmt, die nach der einfachen Sitte

des Hauses das gemeinsame Mahl mit dem Burgherrn an einem Tische theilten. Eben waren Alle herangetreten, hatten nach einem kurzen, vom Caplan gesprochenen Gebete ihre Plätze eingenommen, und die Schüssel mit dem Plenten-Brei begann die Runde um die Tafel zu machen, als ein verspäteter Troßbube herbeikam und meldete, draußen am Burgthore stehe ein fahrender Fiedler, der lasse anfragen, ob er nicht zum Mahle aufspielen und Eins singen dürfe.

„Immerzu," lachte Konrad vergnügt, „ich hab' immer gehört,

,... daß man, wo eine Fiedel klingt,
Am Besten singt und springt und schlingt!'"

Solche Besuche mochten im Runkelsteiner Schlosse selten abgewiesen werden; der Thorwart hatte sich daher nicht bedacht, den Alten gleich einzulassen, und dieser stand bereits gebeugt und des Bescheides harrend an der Freitreppe der Kemenat.

Niklas Vintler warf einen flüchtigen Blick auf ihn und winkte Frau Katharina zu. „So es uns'rer werthen Hausfrau nicht mißfällt," sagte er, „und der Spielmann auch 'was Feines zu singen weiß, mag es uns nicht unlieb sein!"

Die Frau sah den Ankömmling kurz von der Seite an. „Das ist ein alter, verwitterter Weghart[5])," rief sie, „was wird der noch viel zu singen wissen — aber es mag immerhin sein um einen Gotteslohn!"

„So stellt dem Alten einen Stuhl dorthin an die Ecke," befahl der Burgherr, „und Du, Kurt, gieb ihm einen Becher, daß er sich zuerst Staub und Hitze der Wanderschaft aus der Kehle spülen mag. Bis ihm 'was zu singen einfällt, mag er erzählen, woher er des Weges

kommt, in welchen Landen er gewesen, und wo es ihm am besten gefallen!"

Ohne ein Wort zu erwidern, leerte der Greis den ihm gereichten Becher in einem Zuge aus, ergriff die über seinem Sitze an der Wand hängende Schoßharfe, prüfte mit einigen raschen Gängen die Stimmung, und halb sprechend, halb singend, indem er sich mit kräftigen Accorden und zierlichen Zwischenspielen begleitete, begann er:

„Ich fasse den Becher und trink' ihn leer[6]),
Dem gastlichen Hause zu Gruß und Ehr'!
Als Pilger fuhr ich in's wälsche Land
Und über's Meer an Aegyptens Strand,
Zum Sultan von Neubabylon,
Zum frommen Mönch auf dem Libanon:
Sprach in Jerusalem mein Gebet
Und wo der Stuhl Sanct Petri steht —
Sah hoch und niedrig und arm und reich
Und sah, die Welt ist überall gleich,
Viel Ungemach und wenig Lust,
Und hätt' ich's vorher so gewußt,
Wär' wahrlich nicht gezogen hinaus: —
Die Ruh' sitzt nur im eigenen Haus!"

Mit Ueberraschung und steigender Aufmerksamkeit lauschten Alle dem Gesange; wohlgefällig nickte des Caplans ehrwürdiges Haupt, die Hausfrau lächelte, und über Konrad Vintler's rundes Gesicht ging ein noch behaglicheres Lächeln. Der Burgherr selbst war gleich nach den ersten Griffen und Tönen aufgestanden und schien, den Spielmann bedächtig musternd, nur das Ende abzuwarten, um eine Frage an ihn zu thun; dieser aber wollte dem ausweichen und ging, ohne eine Unterbrechung eintreten zu lassen, aus der ernsteren Weise seines Grußes in die muntere eines Volkslieds über, wie sie schon damals heimisch waren auf den Alpweiden und in den Sennhütten der Berge. Dann fiel er mit wohlklingender Stimme ein:

„Treib' her [7]),
Treib' überher,
Mein trautes Agneslein!
Zu mir ruck' mit den Schäflein dein,
Zu Zweit ist gut sein!

Mein' Weid'
Ist grün umkleid't
Mit Gras und Blumen-Bluth:
Abgeht der Schnee von meiner Huth,
Zu Zweit ist's gut!

Komm hier
Und lau'ch' bei mir
Viel süßem Vogelsang:
Zu Zweit wird uns, ist mein Gedank',
Die Weil' nicht lang!"

„Halt, Spielmann!" unterbrach hier der Burgherr den Sänger. „Wer bist Du und woher kommst Du? Ich hab' meiner Tage manchen Sänger gehört — aber diese Weise und diese Stimme kenn' ich: so singt nur Einer auf der Welt, und das ist der Wolkensteiner! Treibst Du schwarze Kunst, Alter, oder . . . aber das ist ja nicht möglich! Dieser Greis . . . Oswald, bist Du es wirklich, oder ist es Dein Geist?"

Da brach der Spielmann in lustiges Lachen aus. „Ho," rief er, „der alte Vogelsteller verleugnet sich nicht — trotz des struppigen Gefieders kennt er den Vogel am Gesang!" Dabei stellte er mit der einen Hand die Harfe an's Gemäuer, riß mit der andern Haar und Bart vom Haupte und zeigte nun ein wohlgeformtes kräftiges Männerantlitz von regelmäßigen Zügen, aber scharf und gebräunt von mancher Erfahrung und manchem Sturme, der innen und außen darüber hingegangen. Haar und Bart waren schon stark mit Silber eingesprengt, aber aus den Augen unter dem grauen Gelock strömte eine solche Fülle von Leben und Geist, daß es wohl zu erkennen war,

wie die Haare an ihrem Träger zu Schelmen geworden und sich viel zu früh in die Farbe des Alters gekleidet hatten.

„Ja, ich bin es,“ rief Oswald, indem er Umarmung und Handschlag des erprobten alten Freundes herzlich erwiderte. „Aus ist die Wanderschaft — gestern kam ich aus Wälschland zurück, und war noch eben unschlüssig, ob ich in meinem lieben Grödnerthal und auf dem luftigen Wolkenstein einkehren oder an der Eisack hinziehen und meine Brüder auf Troßberg besuchen wollte — aber es zog mich und ließ mich nicht vorüber, als ich vernahm, wer jetzt auf Runkelstein hause! Wollte seh'n, ob Du mich erkennen und wie Du mich aufnehmen würdest! Das sollt' mir ein Zeichen sein, ob es zur guten Stunde war, daß ich kam!“

„Und ein solches Zeichen soll es Dir auch sein!“ rief Vintler. „Und mit Recht, denn es ist wirklich zur guten Stunde, daß Du kommst. Das Lied will verstummen in den Bergen von Tirol, es fängt an, sich aus Herz und Mund in die Bücher zu flüchten — und auch der Ritter kommt gerade zur rechten Zeit . . . doch davon ein andermal! Ein andermal will ich Dir künden, wie Du das Etschland wiederfindest — dann sollst auch Du uns erzählen von Deinen Fahrten und Abenteuern . . . heut' aber soll's keinem andern Worte gelten, als der Freude des unvermutheten Wiedersehens! — Nimm einen Becher, Katharina, und credenze ihn meinem alten Freund und Gast . . . Du siehst, aus dem alten verwitterten Weghart hat sich ein gar stattlicher Ritter und Sänger geschält!“

Konrad Vintler und der Burgpfaffe traten hinzu, den Gast zu begrüßen; die Hausfrau reichte ihm mit feinem Lächeln einen gefüllten Humpen. „Thut mir Bescheid, Herr von Wolkenstein,“ sagte sie, „und zeigt damit, daß

Ihr mir nicht grollt! Ihr seid ein arger Schalk und Meister in der Verstellungskunst — hab' ich doch wirklich Mitleid mit Euch gehabt, so alt und gebrechlich saht Ihr aus! Jetzt aber gebt mir Urlaub — Ihr bleibt doch länger unter unserm Dache, und für eine Hausfrau giebt es gar viel zu thun, wenn man, wie mein Herr, zahlreiche Gäste erwartet!"

Sie entfernte sich mit ehrbar abgemessener Verneigung, nahm Wetscher und Schlüsselbund vom Gürtel und rief der Magd, während die Knechte die Tafel wegtrugen, um das durch die Unterbrechung früher beendigte Mahl in Stall, Küche oder Rüstkammer nachzuholen und zu ergänzen.

Oswald und die Männer nahmen Platz an dem Steintisch im Erker. „So erwartest Du besondern Besuch?" fragte Wolkenstein. Hat er eigenen Anlaß?"

„Nicht eben das," erwiderte Vintler. „Einige von den Bozner Geschlechtern und Kaufherren kommen mit ihrer Sippschaft aus der Stadt oder herüber vom Ritten, ehe sie aus der Sommerfrische abziehen . . . es ist viel Redens [8]) im Lande von den paar Schildereien, die ich an die Wände malen ließ, und nun will Alles den Runkelstein sehen!"

„Habe doch auch ich schon unterwegs davon gehört," entgegnete Oswald. „Als ich zu Rovereit in der Herberge saß, kamen fahrende Kaufleute, die wußten nicht genug davon zu erzählen. Ich bin nicht minder begierig, die Schildereien zu sehen, aber Du wirst mir ein sauberes Gewand leihen müssen, damit ich vor den Boznern nicht in Ungebühr erscheine."

„Von Herzen gern; Du magst in die Gewandkammer gehen und Dir auswählen nach Belieben! Hätte aber schier gedacht, Du solltest bleiben wie Du bist, auch den Bart wieder vornehmen und das Falschhaar — der Kurz=

weil halber! Könntest vielleicht manchen Bekannten überraschen in dem Gewand!"

„Habe wahrlich nicht recht Lust, ihnen gleich bei meiner Ankunft Kurzweil vorzumachen! Ist auch meine Bekanntschaft mit Denen von Bozen niemals besonderer Art gewesen!"

„Als ob das schadete!" rief der Burgherr mit feinem Lächeln. „Als ob Du nicht neue Bekanntschaften machen könntest! Es werden gar manche schöne Frauen und Fräulein kommen, und Du wirst gewiß nicht widersprechen wollen, daß Du immer ein gar großer Verehrer holdseliger Minne gewesen . . ."

„Freund," unterbrach ihn Wolkenstein lächelnd, „ich habe die Griechen-Mädchen auf Cypern und Candia bewundert, und am Hoflager Jussuf's, des Maurenkönigs, haben meine Augen sich geweidet an der schönsten Blüthe Arabiens — ich kann nichts Schöneres zu schauen bekommen auf Erden! Auch mahnet mich mein ergrauend Haupt, daß ich auf der Bergschneide angelangt bin, von welcher es abwärts geht — darum will ich mich zur Ruhe setzen auf meinem einsamen Hauenstein, will nur den Freunden und meiner Kunst leben. Das soll herrlich werden, Freund! Ich besuche Dich, Du besuchst mich hinwider, da wollen wir von Allem reden und träumen, was uns lieb ist, und damit es Dir nicht zu öde vorkommt auf dem Hauenstein, kann es wohl geschehen, daß Dich recht bald eine bildschöne, freundliche Burgfrau dort begrüßt!"

„Dacht' ich es doch!" rief Vintler mit einem Seitenblicke auf die beiden Andern, welche zustimmend nickten. „Also hat ein einheimisch, ein tirolisch Kind den Griechinnen und Maurinnen den Rang abgelaufen — Du kommst zurück und führst sie zum Altar! Hat's doch immer verlauten wollen, sie allein habe Dich bewogen zu der neuen Fahrt in's gelobte Land!"

„Märlein! Das Volk trägt sich gern mit Märlein!“ erwiderte der Wolkensteiner lachend, aber sein Lachen klang nicht so frei wie vorher.

„Nein, nein, etwas könnte doch an dem Märlein sein!“ rief Vintler. „Woher sonst das Gerede überall? Auf jeder Burg und fast in jeder Hütte kennt man Oswald von Wolkenstein und erzählt, wie er sein ganzes Leben auf Fahrten und Abenteuern verbracht und die ganze Welt durchwandert — und so erzählen die Leute auch, was ihn bewogen, noch einen neuen Zug zu unternehmen!“

„Und was ist das? Laßt mich doch erfahren, warum ich denn eigentlich ausgezogen bin!“

„Ei nun — es heißt, die Maid, in deren minniglichen Banden Du gelegen, habe den Zug als eine Liebesprobe [9]) verlangt! Sie habe ein Gelübde gethan, daß sie nur dann sich heimführen lassen wolle als Dein ehelich Gespons, wenn Du nach Jerusalem wallfahrten würdest und ihr Erde mitbringest von Golgatha und Wasser vom Bache Kidron . . .“

Oswald lachte nicht mehr; er schwieg und schien sich zu besinnen. „Als ob es zu einem Abenteuerzuge eines solchen Grundes bedürfte!“ rief er dann. „Warum macht man solche Fahrten? Um die Welt zu sehen! Bin ich doch, Ihr wißt es ja, schon als achtjähriger Knabe mit drei Pfennigen im Säckel davongelaufen zu den wilden Preußen, nach Brittannien und bis hinauf nach Island und dann wieder herab nach Spanien und Afrika! Es hat mich die alte Knabenlust wieder angewandelt! Es fiel mir ein, wie viel Thüren es noch auf der Welt gebe, durch die ich noch nicht gegangen, wie viel Fenster, aus denen ich noch nicht heraus geschaut . . . und so macht' ich mich noch einmal auf den Weg! . . . Aber Du vergissest ganz, zu sagen, wer denn die Gäste sind, die Du so sehr rühmst!“

„Ich weiß es selbst nicht genau . . . Herr Hoch-

geschworen, der Bürgermeister von Bozen, — dann meiner Hausfrauen Brüder, — auch die Edelherren von Ekan, Kampan und Montani — vermuthlich auch der Taferegger mit seiner Niftel und sicher Herr Martin Jäger von Tisens mit seiner Schwester, der schönen Wittib . . ."

Ueber Oswald's Züge zuckte eine plötzliche Bewegung, die er, in Selbstbeherrschung geübt, ebenso schnell bemeisterte, als sie gekommen war. „Wittib?" sagte er dann mit anscheinender Gleichgiltigkeit . . . „Ich gedenke, das schöne Fräulein Jäger vor Jahren gesehen zu haben . . . weiß ich doch nicht, daß sie sich vermählt hat. . . . Wann doch und mit wem?"

„Wie soll ich das genau wissen!" erwiderte Vintler. „Mögen doch immerhin nur einige Monate an drei Jahren fehlen . . . Der junge Hausmann, des reichen Wechslers zu Hall einziger Sohn, ließ die Goldsäcke des Alten und die eigenen zierlichen Worte klingen . . . warum sollte sie da sich lange zieren und sperren! Weil er aber seit einem Jahre das Zeitliche gesegnet, ist sie als Wittib zurückgeblieben und muß denken, sich in ihrer Betrübniß zu trösten! . . . Aber was hast Du, Oswald?" unterbrach er sich. „Was ist Dir zugestoßen?"

Oswald war sichtbar zusammengezuckt; als ob ihn das Fieber schüttle, oder eine plötzliche schwere Wunde ihn getroffen, hielt er die Hände fest vor Augen und Stirne gedrückt.

Von der Zinne des Berchfrid herab blies der Thürmer zum Zeichen, daß die Gäste nahten.

„Sei unbesorgt . . . es ist nichts!" sagte Wolkenstein tief ausathmend und sich erhebend. „Geschieht mir manchmal, daß ein solches Gebresten mich anwandelt: ich hab' es noch von meiner Preußenfahrt . . . ein heidnischer Steinhammer, der mir beinahe den Schädel zerschmetterte, hat mir's angethan . . . Gieb mir ein Gemach, Vintler;

ich will ein wenig ausruhen, damit ich munter bin, wenn Deine schönen Gäste kommen . . . und dann . . ." setzte er leiser hinzu, indem er den Burgherrn im Vorschreiten etwas zurückhielt . . . „lass' es immerhin gut sein mit dem ritterlichen Gewand — ich will in meinem Kittel bleiben und auf Kurzweil sinnen! —"

Zweites Capitel.

Die neue Isolt.

Der Reiterzug, welchen der Hornruf des Runkelsteiner Thurmwart ankündigte, hatte auf dem Saumwege von Bozen her eben den Fuß des Burgfelsens erreicht und schickte sich an, denselben behutsam zu ersteigen, als, um die Kante des Gesteins vorbeugend, das rothgestickte Wamms des Ritters zum Vorschein kam, der wenige Stunden vorher mit dem fahrenden Spielmanne zusammen getroffen. Der Zug der Bozner Gäste war ziemlich zahlreich und klomm nur langsam empor, denn der Pfad war nicht nur sehr schroff und steil, sondern auch so schmal, daß nur ein Roß nach dem andern denselben betreten konnte, und kaum noch für die Knechte und Buben kärglicher Raum blieb, um neben den Maulthieren, auf welchen die Frauen in Geländersätteln saßen, einherzuschreiten, sie an den Zügeln zu führen und vor etwaigen Fehltritten zu bewahren. Die letzte der Frauen war eine hohe, stattliche Gestalt, und obwohl weder die sitzende Stellung, noch das Bauschen des aufgeschürzten Gewandes der Erscheinung günstig waren, trat doch auf den ersten Blick die angenehme Fülle der reizenden Formen, mit dem zartesten Ebenmaße gepaart und durch eine gefällig sichere Haltung gehoben, in der anziehendsten Weise hervor.

Ein hübscher Edelknecht, in ein weiß und grün getheiltes Wamms gekleidet, das kecke Barett mit der Falkenfeder auf dem braunen Kraushaare, faßte eben die Zügel des Thieres, auf welchem die Dame saß, als der Ritter neben dem Paare anlangte. Zierlich und gewandt schwang er sich aus dem Sattel, drängte den Edelknecht bei Seite, indem er ihm die Zügel des Rößleins zuwarf, und hatte eben so rasch die des Maulthiers ergriffen.

„Mit Vergunst, schöne Frau," sagte er, während der Bursche, über und über erröthend, als wäre er mit Blut übergossen, und die Unterlippe zwischen die Zähne klemmend, zu dem Rosse trat. „Da der Zufall mir so günstige Begegnung verschafft, dürft Ihr mir's nicht wehren, wenn ich als Euer Stallmeister Euch Bügel und Zügel halte. . . ."

Die Frau wandte dem Ritter ein Antlitz zu, das dessen Gruß und Anrede vollkommen rechtfertigte — das weiße Tuch, das des Staubes und der Hitze wegen um Kopf und Nacken geschlungen war, glitt bei der Bewegung etwas herab und ließ den entzückten Beschauer im Zweifel, ob der höchste Preis der Schönheit der blendend weißen Stirne gebühre, oder den darüber künstlich aufgebauten üppigen Flechten des hochblonden Haares, das im Sonnenglanze wie gediegenes Gold schimmerte; ob ein süßerer Reiz in den sinnigen Augen von dem tiefen, geisterhaften Blau der unterirdischen Flamme wohne, oder auf den zarten, wie von Rosenduft überflogenen Wangen und den leicht geöffneten Lippen, von welchen ein Hauch der Liebe und Entzückung zu beben schien.

„Ihr hier, Herr Alphart von Goldegg?" sagte die Frau mit einer Miene, welche über die Begegnung nicht ganz das gleiche Vergnügen erkennen ließ, das aus dem Angesichte des Ritters leuchtete. „Ihr erniedrigt Euch, den Dienst eines Edelknechtes zu übernehmen?"

„Es ist keine Erniedrigung, einer Dame zu dienen," entgegnete der Goldegger, „zumal Euch, die mich zum höchsten Gebieter machen würde, wenn sie mich ganz als ihren Knecht annehmen wollte! Ich bin zu guter Stunde ausgeritten, da mir das Glück zu Theil wird, Euch zu sehen und ein unbelauschtes Wörtchen zu sagen. . . ."

„Ein Glück, das Ihr doch nur mitzunehmen scheint, so es der Zufall Euch in den Weg wirft," entgegnete die Frau. „Wie war es doch, als Ihr neulich meinen Bruder am Vogelherd zu Tisens besuchtet? Sprachen wir nicht von dem Bankett, das die Edelgeschlechter von Bozen geben wollten in der alten Römerhalle auf Schloß Formigar? Batet Ihr mich nicht, bis ich Euch den ersten Reigen zugesagt, und wär' ich nicht zum Mantelhüten verurtheilt worden, so nicht ein anderer Kämpe der Verlassenen sich erbarmt?"

„Es gefällt Euch, Euer Spiel mit mir zu treiben!" rief Alphart. „Gebeten hab' ich wohl um den ersten Reigen, aber Ihr wißt am besten, daß Ihr mein Bitten nicht erhöret, weil Ihr es nicht liebt, im Voraus gebunden zu sein! Doch immerhin — zeigt mir Eure Rede doch, daß Ihr in Mitte des Banketts zu Formigar meiner gedacht! Das muß mich dafür entschädigen, daß wichtige Geschäfte mir nicht erlaubten, dahin zu reiten. . . . Ihr wißt, es sind jetzt ernste Zeiten . . . es bereitet sich etwas Ernstliches vor unter den Edlen an der Etsch . . . man brauchte, wie jetzt, einen vertrauten Mann, um ohne Verdacht und Argwohn geheime Botschaft von Burg zu Burg zu tragen. . . ."

Der Laut unterdrückten Lachens unterbrach den Sprechenden, der in gar ernsthaften, wichtigen Ton verfallen war. Das Lachen kam von dem Edelknechte her, der, hinter Beiden schreitend, das Pferd des Goldegger unmuthig am Zügel zerrte und nicht weit genug zurück=

geblieben war, um nicht Einiges von dem Gespräche zu erhaschen.

„Was lachst Du, Florentin?“ rief die Frau, indem sie einen eigenthümlichen Blick nach dem Burschen warf.

„O, nur über dies verwünschte Thier,“ erwiderte derselbe, „über dies Pferd, das immer Seitensprünge machen und durchaus nicht auf dem geraden Wege bleiben will... Das machte mich lachen, weil's mir vorkam, wie Einer, dem die gerade Wahrheit nicht aus der Kehle will!“

Das Auge des Ritters sprühte gegen den Burschen hin, aber er hielt an sich und wandte sich wieder der Reiterin zu, als sei solches Gerede zu gering, es zu beachten. „Wenn ich auch zu Formigar Euer Partner nicht sein konnte,“ fuhr er fort, „waren meine Gedanken dennoch mit Euch beschäftigt ... habt Ihr den schönen purpurfarbenen Psittich schon vergessen, der Euch jüngst so baß gefiel?“

„Wie sollt' ich!“ lachte die Frau. „Hätt' ich doch das niedliche Thier, das die weiße Federhaube so zierlich zu legen und wieder aufzurichten verstand, sicher gekauft, hätte der wälsche Falkenhändler nicht solch' unverschämten Preis gefordert! Fünfzig Goldgulden! Er wird lang' feil haben dürfen, der Narr!“

„Welcher Preis wäre zu hoch, wenn es gilt, Euch einen Dienst zu erzeigen! Ich will es nur bekennen — damit Ihr sehen mögt, welcher Unstern mich verfolgt ... ich war bei dem Falkenier und wollte den Psittich kaufen...“

„Ihr?“ fragte die Reiterin verwundert. „Und wozu?“

„Ich habe sagen hören, solche Vögel seien sehr gelehrig und wären im Stande, Worte nachzusprechen, die man sie gelehrt: ich dacht', ich wollte dem Psittich ein Sprüchlein vorsagen, bis er's behielte, und wollt' ihn dann unvermuthet in Euer Gemach stellen, damit Ihr ihm Herberge gäbt, und er Euch das Sprüchlein immer fort wiederholte...“

Die Dame verneigte sich leicht, mit einem Lächeln, das auch durch die leichte Beimischung von Spott nichts von seinem Zauber verlor. „Ihr seid sehr artig,“ rief sie, „und doch seid Ihr's auch wieder nicht — Ihr sagt selbst, daß die Gabe mir nicht um meinetwillen zugedacht war, sondern nur um Euer Sprüchlein anzubringen . . . Und warum habt Ihr das zierliche Vorhaben nicht ausgeführt?“

„Weil mein Unstern es nicht gewollt! Denkt Euch nur, als ich zu dem Falkenier kam, um den Handel abzuschließen . . . da war der Psittich kurze Zeit vorher von der Stange gefallen und verendet!“

„Schade um das niedliche Thier! Was ist ihm zugestoßen?“

„Der Händler meinte . . . er habe in der Gier . . . einen . . . Mandelkern verschluckt und sei daran erstickt . . .“

„Ei, so wollt' ich, daß Du auch ersticken solltest!“ rief Florentin laut dazwischen, indem er das Roß am Zügel riß, daß es wie verwundert den Kopf schüttelte.

„Was hast Du nur immer mit dem Pferde?“ rief Alphart unwillig zurück. „Du mußt das Führen nicht verstehen . . . es ist ein lammfrommes Thier . . .“

„Mag sein, Herr Ritter, wenn Ihr es führt,“ entgegnete der Edelknecht keck; „bei mir will es die Seitensprünge nicht lassen. Aber zürnt nicht, daß ich Euch unterbrach, Herr Ritter: ich will's wett machen mit einer guten Botschaft — der Psittich muß den Mandelkern doch noch verdaut haben: erst vor ein paar Stunden ging ich bei dem Falkner vorüber und sah den rothen Burschen, wie er sich ganz behaglich in seinem Blechreifen schaukelte . . .“

„Du mußt Dich geirrt haben,“ entgegnete der Ritter etwas zögernd, „oder es ist ein zweiter solcher Vogel gewesen . . .“

Schelmerei, Bosheit und Lust zu necken spielten in dem schönen Antlitz der Dame durcheinander; dennoch

klang es fast wie gutmüthig, als sie rasch einfallend erwiderte: „Freilich, solche Thiere gleichen sich — aber um Euretwillen ist mir's lieb, daß es einen zweiten rothen Psittich giebt — nun könnt Ihr doch noch erproben, ob sie wirklich so gelehrig sind!“

Der Ritter drängte sich näher an die Reiterin und hielt das Maulthier etwas zurück, denn der Steilpfad ging zu Ende und mündete auf die schmale Bergfläche des Runkelsteins. „Was sagt Ihr da, schöne Frau?“ flüsterte er. „Habt Ihr auch bedacht, welcher Sinn sich in diese Worte legen läßt?“

„Wenn Ihr den Sinn hineinlegt, ist's nicht der meine . . .“

„Ich soll den Psittich mein Sprüchlein lehren? Ihr wollt also das Sprüchlein hören?“

„Gewiß,“ lachte die Frau, „ich höre das possirliche Gekrächz' gar zu gern!“

„ . . . Wie, wenn ich Euch das Sprüchlein vorher sagte? Dann könntet Ihr prüfen, ob der Psittich seine Sache auch gut gemacht . . .“

„O nicht doch,“ lachte sie wieder, „etwas müßt Ihr dem Psittich doch übrig lassen . . .“

Die letzten Worte verklangen bereits in dem Widerhall des mächtigen, gewaltigen Thorbogens, in welchem der Zug angekommen war und die dunklen Mauern von Hufschlag und Stimmengewirr erdröhnen ließ. Darein schmetterte das Geblase des Thurmwarts, der ein paar Knechte zu Gehilfen gerufen hatte und mit ihnen den Ankommenden einen besonders festlichen Eintrittsgruß zu bringen bemüht war.

Im Schloßhofe gab es ein buntes Gewühl der Absteigenden; Nicolaus Vintler trat den Männern, wie sie von den Rossen stiegen, mit Handschlag und Gruß entgegen, Frau Katharina hieß mit sittiger Verneigung und

Umarmung die Frauen willkommen. Das Gedränge steigerte sich, als das Roß des Goldegger, vermuthlich über Florentin's unwirsche Behandlung entrüstet, unruhig ward und sich zu bäumen begann. Der Bursche war oder schien unvermögend, das ihm unbekannte Thier zu bändigen, und mußte, während Alles in die Ecke flüchtete, dessen Herrn herbeirufen. „Kommt mir zu Hilfe, Herr Ritter von Goldegg," schrie er, „ich komme mit dem ungeberdigen Satan nicht zurecht!" Alphart konnte nicht anders, er mußte hinzueilen, ein Unglück zu verhüten. „Tölpel," rief er dem Edelknechte zu, „Du mußt erst lernen, mit einem Pferde umzugehen . . . Sieh' her, das Thier ist wie ein Lamm!" Er hatte auch Recht, denn bei dem ersten Laute der bekannten Stimme war das Pferd wie festgemauert und senkte den Kopf so unschuldig, als ob ihm nie eine Ungebührlichkeit in den Sinn gekommen.

Florentin achtete weder auf das Schelten des Ritters, noch auf das Gebaren seines Rosses; er war blitzschnell zu seiner Herrin gesprungen, um sie aus dem Sattel zu heben — dennoch kam er zu spät; ein Anderer war schon an die Stelle geeilt, und an seiner Hand war die schöne Frau leicht wie eine Fee herniedergeschwebt. Es war ein Jüngling in ritterlicher Kleidung, schön und fast noch knabenhaft von Ansehen. „Schönen Dank, Herr Junker," sagte die Dame mit einem Lächeln und einem Blicke, das dem Jüngling alles Blut in die Wangen trieb, den spähenden Florentin aber erbleichen und knirschen machte. „Wir sind vorhin in dem Märlein unterbrochen worden, das Ihr zu erzählen begannt — vergeßt ja nicht darauf, daß Ihr mir die Vollendung desselben schuldig seid."

Rosse und Maulthiere waren rasch in den geräumigen Ställen untergebracht, und die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, die mit einem Steingeländer eingefaßte Freitreppe zu den Kaiserzimmern emporzusteigen, ein anmuthiger,

schmuckreicher, farbenschimmernder Zug. Paar um Paar schritt dahin; die Edelfrauen in den einfarbigen, aber lebhaften hochgegürtelten Kleidern mit der faltenreichen, langnachwallenden Schleppe, den eng anliegenden Aermeln, über welche weite Oberärmel zierlich herabfielen, und mit dem vierkantigen Busenausschnitte, leicht bedeckt von Schleier oder Sendel-Binde, einem langen, schmalen Streifen von kostbarem, halb durchsichtigem Stoffe, der nicht leicht bei einem festlichen Anzuge fehlen durfte. In den Haaren der Mädchen waren Perlenstränge oder Goldspangen mit edlem Gestein eingeflochten oder gebunden, oder ein buntgerolltes Tuch wie ein Turban um den Kopf geschlungen. An Hals und Ohren funkelte reiches Geschmeide, und Einige trugen zum Neide der Andern das Neueste, was an Schmuck aus Neapel und Venedig gekommen war: das waren mächtige, aus leichtem Golddraht geflochtene Gehäuse von der Form großer Eier, mit welchen die Ohren zu beiden Seiten prangten. Die Frauen dagegen trugen zierlich ausgeschnittene Häubchen oder auch Hüte und kleine Sammetmützen nach Art der Männer. Ueber das Gewand fiel bei mancher noch ein kostbares kurzes Oberkleid ohne Aermel, das vorn offen stand, oder über den Rücken breitete sich die sogenannte Henke, ein meist aus Seide oder golddurchwebten Stoffen gebildeter Mantel. Die Trachten der Männer wetteiferten mit denen der Frauen an Kostbarkeit, Farbenpracht und Zierlichkeit; es war nicht zu verkennen, daß das Thalland an der Etsch der Stapelplatz des wälschen und levantinischen Handelsstromes war, der den Reichthum mit sich führte, wie einen goldenen Bodensatz, und daß die Bewohner bereits gelernt hatten, dem schnell hereinströmenden Golde auch einen fröhlichen, schnellen Abfluß zu bereiten. Fast alle trugen eng anliegende Unterbeinkleider, oft von zweierlei Farben, aus gepreßtem Leder oder gewirkt, so daß Hosen, Strümpfe und Schuhe ein Ganzes bildeten;

darüber hing meist ein enges, kurzes Oberkleid, von dem herabhängenden Gürtel, dem unvermeidlichen Zeichen der Ritterwürde, leicht zusammengehalten, und je nach dem mehr kriegerischen, oder bequemen, oder prunkhaften Sinne des Trägers war es wieder von einem Panzerhemde, einer leichten, an der Brust geschlitzten Schaube, oder einer Art Heroldsmantel bedeckt, der über Brust und Rücken breit und lang herabfiel, Seiten und Arme aber offen ließ. Die leichten, meist buntfarbigen Hüte waren in allerlei gefällige Formen aufgeschlagen und mit Kleinodien und Federzierden besetzt; von manchen wallte eine breite Binde herab, um sich dann bequem um den Nacken zu legen und die Enden zu den weiten, zierlich ausgezackten Ueberärmeln herabfallen zu lassen. Beiden Geschlechtern gemeinsam waren die breiten Schuhe mit den langen, spitzen und aufgebogenen Schnäbeln. Die Bürger und Kaufherren, welche sich darunter befanden, bildeten durch ihre einfacheren, meist dunkleren Kleider einen wohlthuenden Gegensatz zu dem bunten Farbengewirr; wenn auch Mancher von diesen durch ein buntes, einem Kaftan nicht unähnliches Gewand daran zu erinnern liebte, daß er weite Reisen im Morgenlande gemacht und mit dessen Schätzen auch manche seiner Sitten sich anzueignen verstanden.

Der Burgherr stand am Fuße der Treppe, die Vorüberziehenden noch einmal zu begrüßen. Als die schöne Frau sich demselben näherte, sah sie ihren Edelknecht Florentin unter dem Burggesinde stehen und winkte ihn zu sich. „Du bist ungeberdig und boshaft, mein Knabe," sagte sie, indem sie sich zwang, eine finstere Miene anzunehmen. „Ich will nicht, daß Du Dir solches wieder erlaubst, oder wir sind geschieden . . ."

„Gnädige Frau," erwiderte der Knabe hastig, „straft mich, wie Ihr wollt, wenn ich Unrecht gethan — aber droht mir nur nicht mit dem Fortschicken. Ich konnt' es

nicht ruhig anhören, wie der Hochmüthige, der doch nur Eurem Gelde den Hof macht, seine Märlein auskramte... Nach Formigar ist er nicht gekommen, weil das Brocaträcklein, in dem er heute prunkt, verpfändet war, und den scharlachrothen Psittich hat er nicht gekauft, weil der Händler ihn nicht auf Borg geben wollte ..."

„Schon gut," erwiderte die Frau, „Du hast eine lose Zunge — hüte sie ..." Ihr Bruder reichte ihr hinzutretend den Arm und unterbrach sie. „Seid mir nochmals willkommen, Herr Jäger," sagte Vintler während der beiderseitigen ehrerbietigen Verbeugungen, „und Ihr, schöne Frau, habet Dank, daß Ihr mein geringes Haus beehrt ... wahrlich, der Ruf hat nicht zu viel von Euch gesagt ... wo Ihr einziehet, da seid Ihr die Königin..."

Die staunenden Blicke des versammelten Burggesindes bestätigten die Rede des artigen Alten, und es lag Wahrheit in ihr — als die schöne Wittwe des reichen Wechslers von Hall die Stufen hinanschritt, die Stirne von schimmerndem Geschmeide, wie von einem Krönlein umgeben, die Schultern von hochrother Henke umwallt, glich sie in Wirklichkeit einer Königin.

Vintler wollte seinen Gästen folgen, als der Goldegger, der beobachtend seitwärts gestanden, ihn zurückhielt. „Gönnt mir ein paar Augenblicke vertrautes Gehör," flüsterte er ihm zu, „ich bringe Botschaft von den Elephanten!"

Ueberrascht wandte der Burgherr sich ihm zu. „Ihr seht meine Verwunderung, Herr von Goldegg," sagte er, „ich dachte, Ihr kämet mit meinen Gästen, den Runkelstein zu schauen ..."

„So das in Eile geschehen kann, soll's mir nicht unlieb sein, hätt' auch ein eigen Gesuch an Euch — doch will mir die Luft hier herum nicht behagen ... hab' auch meine Botschaft noch weiter zu bringen ..."

„Wenigstens dürft Ihr mir nicht von hinnen, ohne ein Stück von einem Steinhuhn zum Imbiß genommen zu haben und einen Krug echten Bozner Leitenwein mit mir auszuleeren . . . Gestattet mir nur, bei meinen Gästen oben Urlaub zu holen, dieweil sie die Marende einnehmen — dann geleit' ich Euch in mein Gemach, um zu hören, was der Elephantentritt bedeute!"

Bald folgte der Geharnischte mit klirrenden Schritten dem friedlichen Burgherrn über die Freitreppe an der Kemenat auf den offenen Wehrgang und aus diesem in die Gemächer über der Halle, vor denen eine leichte Galerie sich hinzog. Im Vorüberschreiten blieb er stehen und betrachtete verwundert die bunten Schildereien auf der Galeriewand. „Was sind doch das für absonderliche Gestalten," fragte er, „die da auf die Wand geklext sind? Wen stellen diese Ungeheuer vor?"

„Ei, ei," erwiderte Vintler mit etwas gezwungener Freundlichkeit, „es ist nur gut, daß Meister Christophorus, der Maler von Meran, das nicht vernimmt — er dürfte es übel vermerken, wenn seine kunstvolle Malerei Euch wie geklext vorkommt! — Was Ihr aber da seht, das sind Sinnbilder für den alten Spruch, daß aller guten Dinge drei seien . . . Seht hier, die berühmtesten drei Schwerter mit ihren Trägern: der hörnerne Siegfried mit dem Schwerte Balmung — Dietleib von Steyer mit dem Welsung — und Dietrich von Bern mit dem Schwert, so Sachs geheißen — das dort sind die drei größten Könige, Artus von Engelland, Carolus Magnus und Gottfried von Jerusalem . . ."

„Aber diese hier, die aussehen wie Hexen und Unholde?"

„Das sind die drei gewaltigsten Riesen, Kaiser Otnit von Lamparten mit der goldenen Brünne, dann die Recken Struthahn und Asperan und die wildesten Waldfrauen, —

Frau Hilde mit dem Schwerte Nagelring, Frau Vogelhart und Frau Rutz, welche die Bäume im Walde niedertrat wie Grashalme . . ."

Der Goldegger lachte auf. „Was Ihr bewandert seid in alten Märlein!" rief er aus. „Und wie Ihr Euch mit solchen Dingen befassen mögt! Von der Frau Rutz hab' ich nichts mehr gehört, seit mich meine Amme damit geschreckt, wenn ich nicht schlafen wollte! Schauderhafte Weiber das! Könnten Einem im Traume vorkommen ... Nun, offen gestanden, meine Sache wär' es nicht, mein Gold für derlei an die Wand zu hängen — aber Ihr wollt nicht umsonst der reichste Mann sein in ganz Tirol!"

Der Burgherr hatte inzwischen die Thüre geöffnet und lud den Gast zum Eintritte ein, mit freundlicher Geberde, aber mit einer Miene, die nicht zu verbergen strebte, wie mißfällig dessen Reden ihm klangen. „Das ist nun so der Lauf der Welt," entgegnete er, mit einem Seitenblicke auf das gestickte Wamms des Ritters. „Der Eine klebt sein Gold an die Wand, ein Anderer verscharrt es — ein Dritter trägt es auf dem Leibe herum — doch thut mir lieber in einem Becher dieses Weines Bescheid, der Euch besser gefallen mag, als meine Schildereien!"

Damit hatte er den Ritter in den Erkersitz des Gemaches geführt, rasch, als ob er ihn abhalten wolle, die an den Wänden rings angebrachten Gemälde zu beschauen. Das Auge des Goldegger aber achtete so wenig darauf, als auf die kunstvollen Schnitzereien und das Holzgetäfel der Decke — es ward gleich beim Eintritt von einem mächtigen Eichenschranke gefesselt, der durch die Thüre des zur rechten Hand anstoßenden Gemaches sichtbar war, mit allerlei Schriften, Heften und Rollen überdeckt und voll halbgeöffneter Laden, aus denen Haufen von Gold und Silber blinkten.

Vintler füllte sich und dem Gaste einen Humpen, stieß

leicht mit ihm an und rief, indem er den Becher an den Mund setzte. „So kramt aus, Herr Ritter, und laßt hören, was den Elephanten aus seiner Ruhe stört!“

„Seht hier das Zeichen,“ erwiderte Alphart, indem er aus dem Wammse einen an einer Schnur hängenden Ring hervorzog, in welchen das Bild eines Elephanten eingeschnitten war. „Wilhelm und Ulrich von Starkenberg lassen Euch ihren Gruß entbieten und laden Euch zu Sanct Burkhard's Tag auf Schloß Greifenstein. Die Landherren an der Etsch werden dort Alle einreiten und Berathung pflegen . . .“

„Wozu? Sagt mir, so Ihr's wißt . . . hat sich Neues begeben?“

„Wie Ihr's nehmt. Die Starkenberger meinen, es wär' an dem Alten genug: aber auch des Neuen ist kein Mangel . . . Ihr wißt doch, wie Herzog Friedel Fehde angefangen mit Georg von Lichtenstein, dem Trientiner Bischof? Wie er mit Hilfe seiner rebellischen Unterthanen ihn bezwungen und gefangen genommen und Heinrich den Rottenburger zum Vogt und Landeshauptmann bestellt über des Bischofs Gebiet . . .“

„Wie sollt' ich nicht? Hab' ich doch den Kriegslärm nah' genug vernommen und gespürt . . .“

„War aber nicht Ruhe damit. Der Bischof entfloh und kam wieder . . . Darüber entzweite sich der Herzog mit dem Rottenburger, belagert' ihn auf dem Nonsberg, brach ihm seine Burgen und drängt' ihn, daß er froh sein mußte, mit dem bloßen Leben bei Nacht und Nebel zu entfliehen . . .“

„All' das ist alte Mär' . . . wo bleibt die neue?“

„Die neue ist, daß Heinrich wieder nach Tirol zurückgekehrt sein soll — verkleidet soll er sich in's Land geschlichen haben, und wird wohl nicht fehlen an St. Burkhard's Tag!“

Der greise Burgherr schritt bedächtig hin und wieder. „Schlimm, wenn es so ist," sagte er achselzuckend, „schlimm für ihn! Er hat den Span mit Herzog Friedel angefangen auf eigene Faust — er mag seh'n, wie er zu Ende kommt... Was geht das die Elephanten an?"

„Was es uns angeht?" rief der Goldegger lachend, indem er den Alten fest anstarrte. „Wollt Ihr Euer Gespött' haben mit mir? Was es uns angeht, wenn er den Mächtigsten im Lande in aller Stille zu Grunde richtet? Es gilt nicht dem Rottenburger allein, es gilt dem alten Landrecht und uns Allen — ist er mit dem Einen fertig, dann kommt die Reihe an uns! Sind die Späne im Bündel beisammen, so wird er sich hüten, sie anzurühren — getrennt und nach einander zerbricht er jeden einzelnen wie einen Rohrpfeil!"

„Ich glaube nicht, daß Herzog Friedel Solches im Schilde führt," sagte Vintler, noch immer hin und her schreitend, „glaube nicht, daß er es jetzt thut ... die Aussichten sind zu ungünstig für ihn; wir müssen uns hüten, einen Anlaß zu geben ..."

„Und warten, bis ihm die Aussichten günstiger sind?... Nein, Herr, er hat 'was im Schilde, eine Menge Zeichen sprechen dafür ... er schleicht verkleidet im Lande herum..."

„Hat er das nicht schon oft gethan? Er liebt solche Mummerei!"

„Nein, diesmal ist es anders: der Starkenberger hat ganz genaue Kundschaft, daß er vor wenig Tagen nach Bozen gekommen und dort versteckt geblieben sei. Warum das, wenn er nicht geheime Anschläge hat? Warum sonst, als uns auszuspäh'n und unvermuthet zu überfallen?"

„Daß Friedel in Bozen war [10])," erwiderte Vintler stillstehend mit feinem Lächeln, „war mindest für mich kein Geheimniß — mein Säckel hat es gespürt ... Es waren allerlei Kostbarkeiten und Kleinode aus Wälschland für ihn

angekommen, die wollt' er unerkannt beseh'n, und nicht die Katze im Sack kaufen. Er hatte sein Einlager in der Herberge „zur Sonne' genommen und konnte nicht zahlen — da that er Botschaft an mich, und ich mußt' mit einem Säckel Ducaten den gestrengen Herrn auslösen!"

Der Ritter sah ihn mit forschenden, fast höhnischen Blicken an. „Ja, ja, das ist's eben," sagte er dann, „das ist das Unglück! Ihr seid des Herzogs Säckelmeister und oberster Steuereinnehmer, all' seine Pfandschaften sind in Eurer Hand — da ist's begreiflich, daß Ihr Euch nicht gern mit ihm verfeindet! Aber Ihr sollt nicht den Kaufmann über den Ritter gehen lassen, sollt Euch nicht lossagen, wenn es den Edlen und ihren wohlverbrieften Rechten gilt ... seid gewiß, ist der Herzog erst mit uns fertig, geht's auch Euch an den Kragen ..."

Vintler zuckte die Achseln, wie Jemand, der sich über jede Gefahr erhaben fühlt. „Grüßt mir die Starkenberger hinwieder," sagte er mit einigem Nachsinnen, als ob er darüber die Rede des Ritters überhört oder nicht verstanden habe ... „Wie war es doch?" fuhr er wie abbrechend fort. „Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet auch ein eigen Gesuch an mich?"

„So sagt' ich. Aber Ihr macht mir nicht viel Muth, damit herauszurücken. Ich will mich beweiben, Herr Vintler ... habe ein gar zierlich und hell Vögelein auf dem Korn: da brauch' ich Geld, und Ihr sollt mir's leihen! Ich muß dreihundert Ducaten haben und will Euch dafür Pfandschaft geben auf Goldegg!" [11])

Vintler sah den Ritter, als ob er ihn schätze, von oben bis unten an und wiegte bedenklich den Kopf. „Dreihundert Ducaten?" murmelte er. „Auf Goldegg? Geht nicht an! Ist schon zu viel verpfändet — soll auch in gar üblem Stande sein! Gebt mir ein ander Pfand!"

Der Ritter biß sich in die Lippen. „Ich dächte,“ stieß er hervor, „der Ansitz sollte das Sümmchen noch vierfach aufwiegen!“

„Das Sümmchen? — Wie man's nimmt! Ihr müßt erlauben, daß mindest in solchen Dingen der Kaufmann über den Ritter geht . . . verschreibt mir Euer Weingut zu Terlan, und ich lasse die Goldstücke klingen!“

„Nein, nein . . . Terlan will ich's frei halten von allem Pfand!“

„Nach Belieben — auf Goldegg aber leih' ich nicht: das ist kein Pfand für mich, damit mögt Ihr in die Judengasse nach Bozen geh'n . . . wie verlauten will, seid Ihr dort nicht unbekannt.“

„Herr . . .“ fuhr der Ritter auf, . . . „für den Schimpf solltet Ihr mir büßen . . . aber ich nehm's hin, weiß doch alle Welt, wie ein Vintler denkt!“

Der Burgherr trat einen Schritt näher — „Und was weiß die Welt?“ fragte er, den forschenden Blick wie eine Dolchspitze auf den Ritter gewandt.

Der Goldegger trotzte dem Blicke. „Ei nun,“ rief er lachend, „das Sprüchlein heißt:

Wo kein Geld zu gewinnen,
Ist kein Vintler zu finden!“

Das Auge des Alten ward noch durchbohrender. „Sagt man so?“ rief er dann. „Immerzu — ich halt' es nicht für Schmach, wenn mein Geschlecht hauszuhalten weiß und den Werth des Goldes begriffen hat! Fahret nur fort! Fahret fort in Eurer Verblendung — beharret darauf, die Alten bleiben zu wollen und Alles zu verachten, was Euch zu Andern machen könnte! Es wird eine Zeit kommen, und ich meine, sie ist nicht mehr ferne — da wird das Gold allein die Welt beherrschen! Gold wird sein, wie das Mark in den Knochen; wer es vergeudet, höhlt sie selber aus, daß sie zusammenbrechen wie hohle Stäbe!

Versucht es dann, stützt Euch auf die alten Pergamente und Freiheitsbriefe! Stemmt Euch dagegen — es wird so wenig frommen, als gegen das Schießpulver, das Eure Harnische durchlöchert und die Mauern Eurer Burgen zerbröckelt!"

„So verschimmelt auf Euren Geldsäcken!" schrie der Goldegger und stürmte zur Thüre. „Das Botenbrod schenk' ich Euch — wenigst weiß ich, was der Adel von Euch zu erwarten hat!"

Er wollte fort; aber der Alte vertrat ihm den Weg, zur ganzen Höhe seiner Gestalt aufgerichtet, daß er trotz seines Alters und bürgerlichen Gebarens ein ritterliches Ansehen hatte. „Nein, das wißt Ihr nicht!" rief er. „Die Vintler haben einmal einem ungeschlachten Bären die Tatzen abgehauen und führen sie noch im Wappen! Seitdem haben die Bärentatzen bei keinem ehrenhaften Strauß gefehlt, und noch manch' Einer, der nicht daran denkt, mag sie zu spüren bekommen!"

Der Goldegger war bald die Treppe hinuntergerasselt und schritt lärmend über den Hof, wo ihm ein Troßbube schnell das Roß aus dem Stalle riß und entgegen führte. Unmuthig schwang er sich in den Sattel und setzte dem Gaule die Sporen ein, daß er sich bäumte, und der Bube, der in Erwartung eines Trinkpfennigs die Zügel gehalten hatte, erschrocken bei Seite sprang. Er verschwand im Thorbogen, ohne sich nach dem Burgherrn noch einmal umzusehen, oder um dessen Gäste zu kümmern, welche eben die Freitreppe von den Kaiserzimmern herunterrauschten.

Die Marende war bald eingenommen gewesen, und da Vintler noch immer nicht erschien, hatte man beschlossen, unter Anführung der Burgfrau ihm suchend entgegenzugehen. „Ihr habt wohl ganz auf uns vergessen," rief Herr Hochgeschworen, der Bozner Bürgermeister „oder Ihr seid geizig mit Euren Kleinoden und wollt, daß wir

über den Leckerbissen, so Ihr uns aufgetischt, der Schätze in Eurer Burg nicht mehr gedenken sollen — aber Ihr kommt nicht frei . . . Ihr bringet uns nicht los, es sei denn, daß wir uns zuvor Aug' und Sinn an den prächtigen Gemälden und Schildereien ergötzet, davon man allgemein Rühmens hört, als von einem achten Wunder der Welt!"

Der geschmeichelte Burgherr schritt mit Verneigung und entschuldigenden Worten der Gesellschaft voran und geleitete sie zuerst [12]) zu der schön gewölbten Capelle mit dem Bilde des gekreuzigten Heilands, aus dessen Wunden das göttliche Blut wie Brunnen und Springquellen auf die vor ihm knieende Schaar der Sünder sühnend und erlösend niederträufte. Dann ging es quer über den Hof in die Gemächer der Kemenat. Da waren allerlei Schildereien angebracht und zeigten, wie zu der Zeit, in welcher die schöne Margarethe die Herrin von Tirol gewesen, die Herren und Fräulein sich erlustigt mit Ballwerfen, Gesang und zierlichem Reigentanze, in welchem immer ein mannhafter Kämpe zwischen zwei klaren Frauen dahinschritt. Die Gemächer über der Halle aber erregten, wie sie auch der Stolz des Herrn waren, die höchste Bewunderung der Gäste. Seinem Wunsche folgend traten sie zuerst, ohne sich im Tristan-Saale umzusehen, in das anstoßende Gemach und beschauten in den zwischen Kamin, Erker und Altar angebrachten Wandgemälden König Artus, wie er mit seiner Tafelrunde Hof hält bei der Stadt Dinazzaron, und wie der fremde Ritter herankam und sich das Wort des Königs erbat, daß er seine Bitte erfüllen wolle; wie er dann verlangte, daß Artus ihm seine Königin, die schöne Ginever, überlasse, und wie der König trotz Zorn und Liebe es vorzog, das gegebene Wort nicht zu brechen, und die Königin von hinnen ziehen ließ, klagend und von den Klagen Aller begleitet. Auf einem andern Bilde kam der

junge schöne Ritter Garel vom blühenden Thal und gelobte, die Königin zu suchen und wiederzubringen, während die folgenden alle seine Abenteuer schilderten mit Riesen und Zwergen und mit dem Meerwunder Walgundus, bis er mit einer großen Gefolgschaft all' Derer, die er bezwungen, in das Land des feindlichen Königs siegreich eindrang und mit Königin Ginever wiederkehrte zu Artus und der Tafelrunde.

Als man satt gesehen und bewundert, kehrten Alle in den mittlern Tristan-Saal zurück, und während man hier die Gemälde besah, trat Nicolaus Vintler zu einem im Fenstererker angebrachten zierlich geschnitzten Postament, auf welchem allerlei Rollen und Bücher, in Leder und Sammet gebunden, lagen. Es waren die Lieder der schwäbischen Minnesinger und die Dichtungen manches Andern, den die Zeit lange vergessen; die Rittermären alter Zeit, der Parcifal des Eschenbachers Wolfram, das Iwein-Lied des Herrn Hartmann von der Aue, die Aeneis und die goldene Schmiede Konrad's von Würzburg. Feierlich hing Vintler neben dieselben an Ring und Haken die Abschrift von Tristan und Isolde seines Lieblingsdichters Gottfried von Straßburg, die er von Heinz Sentlinger empfangen. Das Buch ward nicht weniger bestaunt und gepriesen, als die Schildereien aus der Geschichte von Tristan's und Isoldens unseliger Liebe, die an den Wänden prangten, auf grünem Grunde mit grünen Farbentönen und hellen weißen Lichtern gemalt. Da war zu schauen, wie Tristan, der Sohn des heimlich vermählten Königs Rivalin von Parmenierland und der zärtlichen Blanscheflur von Curnevall, unerkannt zu König Marke, dem Bruder seiner Mutter, gelangt, und wie er dann, nachdem seine Abstammung erkannt worden, den Zweikampf aufnahm mit Morold, dem riesigen König von Irland, der gekommen war, einen schmachvollen Tribut

von Mädchen und Jünglingen zu fordern; wie er den Riesen in glorreichem Kampfe auch bezwang, zugleich aber eine schwere Wunde empfing, die Niemand zu heilen vermochte, als Königin Isolde von Irland, die Schwester des Getödteten. Unerkannt, als Spielmann Tantris verkleidet, unternahm er dahin die Fahrt und ward glücklich geheilt, mußte aber zum Entgelt der Tochter der Königin, der jungen Isold, Unterricht geben in Sang und Harfenspiel. Dann kam, wie Tristan, als er heimgekehrt, dem König Marke Kunde von Isolden brachte und auszog, für denselben um sie zu werben; wie er einen furchtbaren Drachen erlegte, aber für todt unter dem Leibe des Ungeheuers liegen blieb, wie er dann von Isolde und deren Mutter und der treuen Magd Bragäne gefunden, gepflegt, und die Lüge des prahlenden Seneschalls entdeckt ward, der sich gerühmt, als sei er es gewesen, der den Drachen erlegt. Die nächsten Bilder zeigten, wie Tristan mit Isolde zu Schiffe ging, um sie König Marke zuzuführen, wie die alte Königin der treuen Dienerin einen Liebestrank gab, den sie gebraut, und ihr befahl, ihn, sobald sie gelandet, dem neuvermählten Paare zu trinken zu geben — wie dann während der Meerfahrt der Trank verwechselt ward, so daß Tristan und Isolde ihn leerten und nun erfaßt wurden von der unheilvollen Liebesgluth, die sie beglücken und verderben und nicht eher wieder erlöschen sollte, als mit ihrem Leben. Dann kam die Geschichte von allem bittersüßen Glück dieser Liebe, von Hindernissen und Gefahr, von Listen und Ränken und unerschütterlicher Treue bis zu dem endlichen bitteren Entschlusse freiwilliger Entsagung und Trennung. In ein anderes, weit entlegenes Land gezogen, ward Tristan im Kampfe in die alte Wunde gehauen, und wieder vermochte Niemand, ihn zu heilen, als Isold, auf welche die Heilkunst der Mutter übergegangen. Zweifelnd, ob sie seiner noch gedenke, ob sie ihn

noch so sehr liebe, die weite Fahrt zu ihm zu unternehmen, schickte er Botschaft und Bitte an sie, sie möge kommen und ihm Leben und Gesundheit wiederbringen — wenn sie komme, solle das Schiff eine weiße Flagge aufziehen, eine schwarze dagegen, wenn sie zu kommen verschmähe. Und sie kam wirklich im letzten Bilde, die treue Isold . . . aber eine feindselige Nebenbuhlerin bringt Tristan die falsche Nachricht, das Schiff sei schwarz bewimpelt; er stirbt, und wie Isolde kommt, bricht auch ihr über seiner Leiche das Herz, und alle Schuld des Lebens ist im Tode gesühnt um der Treue willen, die nicht gewichen bis an's Ende.

Schauend und bewundernd standen Alle in verschiedenen Gruppen; da erscholl aus dem anstoßenden Gemach erst leise, dann mächtiger und mächtiger anschwellend der Ton von Harfensaiten. Der greise Spielmann stand in dunkler Ecke und begann mit vollklingender Stimme, den Schluß des Liedes zu singen, das die Wände in Bildern erzählten. Die Anwesenden standen überrascht und lauschend still, oder flüsterten einander lobende Worte zu über den kunstsinnigen Burgherrn, der es so wohl verstehe, seinen Gästen zierliche Kurzweil zu bereiten und sie durch Ton, Wort und Bild lebendig zurückzuversetzen in die schon damals fast verklungenen Zeiten reinen Ritterthums und wandelloser Minne.

Am Erkerfenster stand die schöne Wittwe, emsig blätternd in der Abschrift der ergreifenden Dichtung — bei dem ersten Tone des Sängers hob sie das schöne Antlitz wie fragend: als sie den Greis erblickte, senkte sie die Blicke ruhig wieder auf die Pergamentblätter zurück.

Der Alte sang:

„Auf Tristan's Grabe pflanzt man ein [13])
Eine Rebe wohl von edlem Wein,

Und auf Isoldens Grabe gar
Einen Zweig von milden Rosen klar:
Die spannen d'rüber allgemach
Mit Blüth' und Frucht ein grünes Dach
Und verwuchsen in einander sehr
— Die Treuen scheidet Niemand mehr!"

In schöner, erhobener Stimmung verließ Alles, nachdem Spiel und Sang verklungen waren, den Saal; die Männer schüttelten Vintler die Hand, die Frauen schritten gesenkten Blicks, und manch' schönes Auge schimmerte.

Die schöne Wittwe allein starrte noch immer in das Buch, obwohl sie längst kein Blatt mehr davon umgewendet: es war, als gewahre sie nicht, was um sie vorgehe, und könne sich nicht losreißen von einem Bilde, das geheimnißvoll vor ihrer Seele aufgetaucht.

Der Junker, der ihr bei der Ankunft so gewandt aus dem Sattel geholfen, war allein zurückgeblieben und trat jetzt schmeichelnd näher. „Gefällt es Euch nicht, edle Frau, zu den Uebrigen zurückzukehren?" sagte er leise. „Findet Ihr so übergroßes Wohlgefallen an der Märe von Tristan's und Isoldens unglücklicher Minne?"

Sie schlug die Augen auf und ließ sie einen Augenblick wie forschend auf dem blühenden Jünglings-Antlitz ruhen. „Meine Gedanken waren ausgeflogen," sagte sie, „die Märe von Tristan und Isolde aber will mich schier zu weich und weinerlich dünken — ich kenne manch' and'res deutsches Gedicht, das mir besser behagt — vor Allem der Nibelungen Noth."

Könntet Ihr so harten Sinnes sein?" fragte der Junker. „Solltet Ihr der treuen, zärtlichen Isolde wirklich die rachedürstende Chrimhild oder gar die wilde Brunhild vorzieh'n?"

„Und wenn ich es thäte? Die schwache Chrimhild wird groß in ihrer Rache — und Brunhildens Kraft

sagt mir zu: sie ist nicht weibisch, aber ein wahres Weib!"

„Gott bewahr' uns in Gnaden," scherzte der Junker. „Ihr heißt es wohl gar gut, daß Brunhilde ihren Freier an Händen und Füßen wie einen Knäuel zusammenbindet und an die Wand hängt?"

„... Wer Kraft besitzt, thut Recht, sie zu gebrauchen ..."

„Ihr wär't wohl gar im Stande, dasselbe zu thun?"

Die schöne Frau sah den Jüngling mit eigenthümlichen Blicken an und bot ihm den Arm. „Je nachdem der Freier wäre, Herr Tegen von Villanders," sagte sie lächelnd — „doch gebt mir Euer Geleit' und bringt mich zur Gesellschaft zurück.

Sie wendete sich zu gehen: der Sänger, der unbeachtet in der Thüre gestanden war, trat ihr mit ehrerbietigem Neigen entgegen. „Gebt Vergunst, edle Dame," sagte er mit dumpf herabgedrückter Stimme, „und zürnt dem alten Fiedler nicht, daß er Euch aufhält ... Habe vorhin Euren Namen gehört: so Ihr Sabine seid, des edlen Martin Jäger von Hall edle Tochter, hab' ich eine Kundschaft an Euch, und möchtet Ihr wohl, da ich hier Euch begegne, des weitern Botenwegs mich entheben!"

Forschend heftete sich das durchleuchtete Auge der Frau auf den Greis, als wolle sie die Botschaft in den Zügen des Ueberbringers lesen. „So sprich," sagte sie mit stolz verächtlichem Lächeln, „laß seh'n, ob Deine Nachricht Botengang und Botenbrod verlohnt ..."

„So Ihr's genehm hieltet, edle Frau, möcht' ich Zwiesprach' erbitten unter vier Augen ... meine Kundschaft ist nur für Euch allein ... Laßt Euch als Zeichen dienen," setzte er leiser hinzu, „wenn ich sage, sie kommt aus dem Morgenlande!"

Sabine machte unwillkürlich eine leichte Geberde der

Ueberraschung; rasch aber wandte sie sich mit unbefangenem Lächeln zu ihrem harrenden Begleiter. „Thut mir denn die Liebe, Herr Tegen von Villanders," sagte sie, harret meiner in der Nähe — ich bedarf Eures Arms und möchte doch das Abenteuer nicht missen, das sich hier zu bieten scheint . . ." Der Ton, in dem sie sprach, war weich und fast zärtlich: im Auge aber funkelte etwas, was die Bitte zum Befehl machte — betroffen und zögernd schritt der Jüngling aus dem Gemache.

„Was soll das bedeuten, Alter?" rief sie. „Wer sendet Dich?"

„So Ihr's seid, der meine Botschaft gilt," erwiderte der Greis mit Nachdruck, „wißt Ihr den Namen Dessen, der mich sendet, auch ohne daß ich ihn genannt . . . meine Botschaft lautet an das Fräulein Sabine Jäger . . ."

„Das war mein Name," entgegnete sie, und in dem Tone ihrer Stimme klang ein leises Beben der Befangenheit. Der Alte aber griff rasch in die Falten seines Gewandes und zog ein Päckchen hervor und ein Fläschlein, das krystallhell schimmerte. „Dann nehmt," rief er, „dann ist das Euer — es ist Erde von Golgatha und Wasser vom Bache Kidron!"

„Wie? Und sonst keine Botschaft?" stammelte sie verwirrt.

„Doch, schöne Frau!" erwiderte der Greis, allmälig auflodernd in jugendlichem Feuer. „Der Euch dies sendet, hat Wort und Treue gehalten . . . er hat erfüllt, was er, Eurem Wunsche zu gefallen, in einer Stunde ritterlicher Aufwallung geschworen . . . er darf den Preis fordern, den Ihr ihm dafür verheißen — aber auf seiner Wallfahrt in's gelobte Land ist er nicht blos über Stätten des Segens gewandelt: sein Fuß stand auch auf dem Boden des Fluches! Er sah die Stelle, wo einst Feuer vom Himmel fiel und Sodoma und Gomorrha verschlang . . .

er sah an den Bäumen die goldenen Aepfel blinken, schön und gleißend von außen, innen aber angefüllt mit Moder und Asche . . ."

Hoch aufgerichtet stand der Zürnende, er hatte der Greisenrolle vergessen, und unverstellt erklang die Stimme seines Vorwurfs. Sabine war es, als ob einen Augenblick ihr die Sinne schwänden. „Oswald . . ." stammelte sie erblassend und dann wieder über und über erglühend, „Ihr selbst . . . Du . . ."

„Ja ich bin es, falsches, treuloses Weib!" rief Oswald. „Bin's, der selber gekommen, Dir zu sagen, daß er den gleißenden Sodoms-Apfel verschmäht — daß er seine blutende Seele frei gerungen aus Deinen Banden . . . daß er auf ewig die Kette von sich schleudert, die ihn an Dich binden sollte auf ewig!" Damit hatte er ein güldenes Kettlein, das er um den Hals geschlungen trug, abgerissen, und schleuderte es ihr klirrend vor die Füße.

Im Gemüthe des stolzen Weibes hatte die erste Verwirrung schon zu weichen begonnen; sie war wieder sie selbst, klar besonnen, die kühle Beherrscherin ihres Denkens wie ihres Gefühls. „Es ist wahr," sagte sie fest, „der Schein ist wider mich . . . aber ziemt es Dir, mich nach dem Scheine zu richten? Ein Jahr sollte Deine Pilgerfahrt währen . . . bald kommt der dritte Winter, daß Du mir nicht die geringste Kunde gesandt . . ."

„Kann, wer hinaussteuert in das stürmende Meer, bemessen, wohin Wind und Wellen ihn verschlagen? Das Schiff, das mich in die Heimath zurücktragen sollte, ward von Seeräubern überfallen . . . Alles ward mir geraubt: ich gab es lachend hin, blieben mir doch die Kleinode für Dich, um die ich ausgezogen, und die der Hohn der Corsaren verschmäht! An der Ruderbank angekettet als Sclave, hab' ich endlose Monate am Ruder verkeucht . . . aber der Gedanke an meinen Eid gab mir Riesenkraft,

Dein Bild goß Zauberlicht auf meine Sclavenfesseln und das öde unendliche Meer, und Du — Du . . ."

„Oswald," rief Sabine etwas weicher und trat einen Schritt näher. „Wenn Du vermöchtest, mich ruhig zu hören . . . vielleicht würde ich Dir nicht so furchtbar schuldig erscheinen . . . Du hattest vielleicht kaum die Meeresküste erreicht, als ein unvermutheter Tod meinen Vater von hinnen riß! — Mit seinem Grabe brach der trügerische Reichthum ein, auf dem ich sorglos gewandelt, wie der überraste Sumpf den vertrauenden Wanderer hinunterschlingt . . . herabgestürzt von der Höhe des Glücks, lag ich im Pfuhle der Armuth, und das dunkle Gewässer schlug zusammen über mir! . . . Meine eigensüchtigen Brüder scharrten zusammen, was zu erraffen war — mir blieb nichts als der Vorwurf, daß sie mich nutzlos füttern sollten . . . nichts, als verstoßen aus dem Vaterhause bei stolzen Vettern das Gnadenbrod zu essen, oder am fremden Herde als Magd zu steh'n . . . Meine Sinne verdunkelten, meine Gedanken verwirrten sich — da kam jener Mann und bot mir seine Hand! Ehre, Glanz und der gewohnte Reichthum winkten an ihr . . . ohne sie Mangel, Ungewißheit und Erniedrigung . . ."

„Halt' ein," rief Oswald stürmisch, „und vermehre nicht die Schuld, da Du sie zu verringern strebst! So tief bist Du gesunken, daß Du nicht fühlst, wie jedes Deiner Worte ein neuer furchtbarerer Kläger wird gegen Dich! Um eitles Wohlbehagen zu retten, um einigen düstern Tagen zu entgeh'n, gabst Du mich auf? Eine Laune von Dir trieb mich hinaus — um eine Laune von Dir habe ich Jahre der Mühe und des Elends auf mich genommen und mit freudigem Muthe getragen . . . Du hattest nicht Muth, nicht Liebe, nicht Treue genug, auszuharren, nur einige schwere Stunden?"

Die wärmere Regung, die aus dem innersten Grunde

ihres Herzens aufgewallt war, erkaltete von Oswald's Rede, die über sie hereinstürzte vernichtend und eisig wie ein Gletscherbach. „Auszuharren?“ sagte sie mit beinahe höhnischem Lächeln. „Und wer war mir Bürge, Oswald, daß Du zurückzukehren vermöchtest ... In der höchsten Bedrängniß erzählte ich meinen Brüdern, was ich Dir geschworen ... lüstet Dich zu erfahren, was sie gesagt? — Du würdest nicht wiederkommen, sagten sie, und wenn Du kämst, würdest Du lange mein vergessen haben und der Thörin lachen, die auf Dich gehofft, wie auf seinen Messias der Jude ... Du seist ein Dichter, höhnten sie, ein schwärmerischer Thor, und Dein Schwur nicht mehr als der fallende Stern, der im Erscheinen verlischt ...“

„Und Du hast ihnen geglaubt?“ stieß Oswald mühsam aus keuchender Brust hervor. „So wenig kanntest Du mich, so gering war Dein Vertrauen auf mich? ... Fahre hin, auch Deine Liebe war Schein ... sie war der Schimmer, der im Entstehen erlischt ... aber die Treue steht doch am Himmel hoch über Dir als ein nicht wandelnder, wahrhaftiger Stern! ... Haben sie den thörichten Dichter verlacht? Wohlan, ich preise den Himmel und danke ihm, daß er, wie Dein Verrath auch meine Seele verwüstet, mir die Kraft gelassen, der Thor zu sein, der von Liebe nicht blos dichtet und träumt, ... nein, der an sie glaubt, wie an das Heil seiner ewigen Seele, und, wie der Vogel den Staub von den Schwingen streift, die Schmach, je Dir angehört zu haben, mit Verachtung von sich schüttelt!“

„Oswald ...“ rief Sabine zusammenzuckend, und tödtliche Blässe verlöschte die Rosengluth ihres Angesichts, „nicht dieses Wort, Oswald ... um Deiner selbst willen ... um des Angedenkens vergangener Tage willen nimm es zurück! Laß es unentschieden bleiben zwischen uns ... da es klar geworden, daß wir nicht zusammen gehen kön=

nen, laß uns als Freunde scheiden . . . nicht dieses Wort, das uns zu Feinden macht . . . Nimm es zurück!"

„Es bleibt gesagt!" erwiderte Oswald finster.

„Nun denn, so denke dieser Stunde! Ich will Dich mahnen — daß auch ich einen Schwur zu halten weiß, daß auch ich es vermag, Treue zu bewahren . . ."

Sie eilte zur Thüre und riß sie auf; der Junker flog herbei — bis auf einen leichten Schatten zwischen den Augenbrauen war aus dem schönen Antlitz jede Spur der Erregung verschwunden. „Thut mir die Liebe, edler Junker," sagte sie mit entzückendem Lächeln, „und hebt mir das güldene Kettlein auf, so mir entfallen — und um Euch den Knappendienst zu lohnen, nehmt es als Angedenken . . . ich wollt' es dem Sänger geben, zum Dank für das Märlein, das er mir erzählt, — aber der unwirsche Greis hat es verschmäht!"

Der Junker ergriff das Geschmeide und drückte es an die Brust. „Und war es ein heiteres Märlein, das Euch der Alte erzählt?" fragte er, indem er Sabinen den Arm bot und mit ihr den Saal verließ.

„Das will ich meinen!" rief ihm der Sänger lachend nach. „Laßt es Euch immerhin erzählen — es ist ein gar sonderbar, aber lustig Märlein — von der neuen Isolt!"

Drittes Capitel.

Im Mannengericht.

Am Tage Sanct Burkhard's zogen ungewöhnlich viele Wanderer auf der Straße, die von Meran her, die Etsch entlang sich an dem gewaltigen Bergrücken des Möltner-Joches dahin windet. Wo nur über das rothe zerklüftete

Porphyrgestein ein Fußsteig herabführte von den auf den Halden gleich Vogelnestern angehefteten Höfen, oder noch weiter von der Hochebene, welche ganz oben ungeahnet in südlicher Schönheit mit Dörfern, Matten und Weinbergen sich ausbreitet, kamen von allen Seiten Wanderer herab, und auch von gegenüber, wo Brücke oder Ueberfuhr über die Etsch und deren erlenbewachsene Sumpf-Niederungen es gestatteten, fehlten sie nicht aus den Bergdörfern von Völlan, Prissian und Gfrill, bis hinein in das einsame Ultnerthal.

Ein stattlicher Mann von fast riesigem Wuchse, in der schönen Tracht von Algund, schritt auch des Weges, aber nachdenklich und wie mit wichtigen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er kaum Zeit fand, den Gruß der Vorüberschreitenden zu erwidern, und noch weniger, sich in ein Gespräch einzulassen, das Einer oder der Andere wohl gern begonnen hätte. War auch sein Gang noch rüstig und schnellkräftig, so zeigte doch das weiße Haar seines Hauptes, daß die Erfahrungen eines langen Lebens ihm Stoff geboten haben mochten, darüber in innerliche Betrachtung zu versinken.

Desto mehr schien der junge Bursche sich mit der Außenwelt zu befassen, der nur wenige Schritte hinter ihm neben einem unbeladenen Maulthiere lässig dahinging und dem Alten das Schwert nachtrug, das alte Wahrzeichen des freien Mannes [14]), das die Bauern des Etschlandes bei festlichen Gelegenheiten nie zu tragen versäumten, um Jedermann zu zeigen, daß sie auf ihren Gütern als volle Eigenthümer und Herren saßen, nicht als halbeigene Leute auf adeligen Lehnhöfen. Die Gesichtszüge des jungen Burschen mahnten daran, wie der Alte einmal in denselben Jahren ausgesehen haben mochte. Zu den frischen rothen Wangen und dem braunen Lockenhaare standen das grüne Hütchen und die braune Joppe

mit dem hellrothen Umschlage vortrefflich; das weite lederne Beinkleid, kaum über den halben Schenkel hinabreichend, zeigte ein kräftiges Bein und gelenke Kniee, die stattliche Wade steckte in einem kurzen, oben und unten abgeschnittenen Wollstrumpfe. Lebenslust und Kraft sprach aus der ganzen Gestalt, wie aus dem eigenthümlichen, sich in Hüften und Knieen wiegenden Gange, der noch heutzutage den Bewohnern jener Gegenden eigen ist und ihnen selbst bei schwerer Arbeit den Anschein giebt, als gingen sie zu Fest und Tanz.

Der Bursche wandte oftmals seinen Kopf zurück; seine ganze Aufmerksamkeit war auf ein anderes Paar gerichtet, das in geringer Entferuung desselben Weges herankam, aus einem älteren Manne und einem Mädchen bestehend. Der Mann zeigte die dunkelfarbige schmucklose Tracht, wie sie in den rauheren Thälern am Fernerstock des Oetzthales heimisch ist; das Mädchen, ebenfalls in den groben dunklen Loden gekleidet, hatte das schwarze Haar in Zöpfen um den Kopf geschlungen und von einem aus gelblichem Zirbelholze geschnitzten Pfeile zusammengehalten. Der Mann war nicht groß gewachsen und schmächtig gebaut, aber regsam und kräftig, das Mädchen ungewöhnlich zart und fein, und das edelgeformte Angesicht von so durchsichtiger Weiße, als sei das Schneelicht ihrer Heimath darüber gebreitet. Die Wanderung schien sie anzustrengen, sie hielt manchmal stark aufathmend inne: wenn aber der Alte, ihren Tritt hinter sich vermissend, nach der Stillestehenden umsah, verbarg sie die Müdigkeit und Erschöpfung nach Kräften, und um den Mann zu beruhigen, spielte um ihren Mund ein liebliches Kinderlächeln, und aus den dunklen, geheimnißvollen Augen leuchtete ein Strahl unendlicher Güte.

Allmälig war es dem voranschreitenden Algunder-Burschen gelungen, durch wiederholtes Zögern und un-

merkliches Zurückbleiben die Entfernung, welche die beiden Wanderpaare trennte, zu vermindern; als das zweite nur noch wenige Schritte entfernt war, schien auch der alte Algunder mit seinen Betrachtungen zu Ende zu sein. Er sah zurück und verweilte, die Ankommenden zn begrüßen.

„Grüß' Gott, Landsmann," sagte er, dem Oetzthaler die Hand bietend, in welche dieser kräftig einschlug. „Auch auf dem Wege zur Landesthaidigung?"

„Wohl," erwiderte dieser, „giebt eine Irrung auszutragen zwischen dem Sebener-Stift drüben im Eisackthal und den Freisassen von Fend — bin von meiner Gewere in den Umstand gekürt worden . . ."

„Selbiges ist's auch bei mir," entgegnete der Algunder, „können also das Stück Weges noch selbander ziehen. Will auch, wenn das Mannengericht aus ist, nach Bozen hinein und Mehl und Salz heraussäumen auf dem Mule . . . Hab' einen Vetter dort im Franziscanerkloster, bei dem will ich auch anklopfen und Rath und Auskunft holen, die man braucht in so unruhiger Zeit . . . kommt doch alle Tage neue Mär' und selten eine gute!"

„Muß wohl so sein," entgegnete der Oetzthaler, „muß wohl arg sein, wenn's bis in die Fend hineinkommt! Kannst mir 'was erzählen, Landsmann, wie es ist mit dem heiligen Vater, mit dem Papst? Ist es wahr, daß noch Einer da ist, der sich auch dafür ausgeben möcht' . . ."

„Wohl ist's wahr — mir hat's nächten mein Vetter, der Franziscaner, erzählt, es sind gar ihrer Drei, einer in Rom, und einer in Frankreich — der Vetter aber sagt, der rechte, der sei auch ein Franziscaner, der sei in Hispania und heiße Benedictus!"

Der Hufschlag einiger im Rücken der Redenden ansprengenden Rosse unterbrach das Gespräch. Die Bauern blieben stehen und sahen auf die Ankommenden zurück, einige Ritter in halb kriegerischer Rüstung, welche, von

einigen Knechten gefolgt, mit wehenden Binden und Federn im vollsten Laufe heransprengten. Der Weg ging eben ziemlich hart am Bergrücken hin, eine Steinmuhre war unlängst davon abgegangen und hatte Alles mit Geröll und mächtigen Blöcken bedeckt, zwischen welchen nur ein ganz schmaler, eiliger Nothpfad wieder hergestellt war.

Die Bauern standen eben am Eingange der Enge, als die Ritter sie einholten. Einer davon winkte ihnen schon aus der Ferne, bei Seite zu gehen, um die Herren in ihrem eiligen Ritte nicht aufzuhalten.

„Aus dem Weg, Bauer!“ rief der vorderste Ritter, eine mächtige Männergestalt in funkelndem Panzerhemde, auf welchem der brandrothe Bart sich ausnahm wie Kupfer neben geglättetem Erz. „Aus dem Weg, oder wir reiten Dich um!“

Die Männer erwiderten nichts, der Algunder aber stand mit einem mächtigen Ausschritte unmittelbar am Eingange der Weg-Enge, daß er selbe mit seiner breiten Gestalt völlig deckte. „Mit Verlaub, Ihr Herren,“ sagte er zu den anstürmenden Rittern, welche unwillkürlich anhaltend durch einander drängten und rasselten, „Einer nach dem Andern, und wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“ Damit winkte er seinen Gefährten zu, fürbaß zu ziehen, und blieb gelassen stehen, bis er sah, daß dieselben wieder auf dem breiten, unzerstörten Wege angekommen waren. Dann wandte er sich, ohne die verblüfften Ritter weiter eines Wortes zu würdigen, und schritt mit bedächtig gemessenen Schritten vorwärts.

Die Edelherren waren von der Kühnheit des Mannes so überrascht, daß sie nicht gleich Worte zur Erwiderung fanden; lautlos ritten sie nach einander durch die Muhre, und erst als die Bauern am Wege seitwärts getreten waren, um den Zug vorbeizulassen, fanden sie Athem, ihnen einige Flüche zuzuschicken. Vielleicht wäre es nicht

bei den Flüchen geblieben, allein die von allen Seiten sichtbaren Landleute waren eine eindringliche Mahnung, Frieden zu halten. „Hochmüthiges Bauernpack!“ rief der Rothbart wüthend. „Die Stunde hoff' ich auch noch zu erleben, wo es Dir über die Köpfe geht!“

Die Bauern erwiderten nichts und zogen ihres Wegs. „Hast Du die Edelherren gekannt, Landsmann?“ fragte der Oetzthaler.

„Wer sollte an der Etsch auf und ab den Rothbart nicht kennen?“ war des Algunders Antwort. „Das ist der Degen Fux von Löwenberg, und aus dem andern Helm hat, wenn ich mich nicht geirrt habe, das zerfetzte Gesicht des wilden Salleckers von Sallegg herausgesehen . . . er trägt den Denkzettel noch von Bregenz her, dort haben ihn die Appenzeller [15]) gezeichnet . . . Nun, ich denke, es giebt auch bei uns Fäuste, die eine solche Schreiberei zu Stande bringen!“

Ein anziehendes Gespräch war damit unter den Männern in Gang gekommen; sie schritten tüchtig aus, unbekümmert um die jungen Leute, die bedächtiger folgten.

Die Beiden hatten sich bei der Begegnung gleich den Vätern flüchtig gegrüßt und waren dann schweigend neben einander hergezogen; doch währte es nicht lange, denn der schöne Algunder kam mit seinen Augen von dem Mädchen nicht mehr los und wurde bald gewahr, wie es mit ihm stand.

„Bist woltern müd', Mädel?“ sagte er. „Hast wohl einen weiten Weg gehabt?“

„Thät' nichts nutzen, wann ich's auch leugnen wollt',“ erwiderte das Mädchen. „Ich mein' alm, man müßt' mir's ansehen, daß ich das Wandern nit gewöhnt bin!“

„Könntest wohl aufsitzen . . . Das Mule geht leer, und ist noch ein gutes Stück bis zu den sieben Eichen!“

Einer zustimmenden Antwort gewärtig, hielt er das

Thier an; das Mädchen besann sich einen Augenblick, aber die Müdigkeit behauptete ihr Recht, und als ihr schüchtern aufgeschlagenes Auge dem des Jünglings begegnete, das ihr mit dem vollen Ausdrucke gutmüthigen Wohlwollens entgegenstrahlte, erstarb das Wort der Weigerung, das etwa auf ihren Lippen geschwebt haben mochte; sie lehnte die dienstfertige kräftige Hand des Burschen nicht ab und saß bald behaglich ausruhend auf dem Rücken des sichern Thieres.

Damit war der Stoff zum Gespräche auf eine Weile wieder erschöpft; das Mädchen sah von dem Thiere beklommen nach der Etsch hinüber, als ob Besonderes zu schauen wäre unter den Gipfeln der Erlen und Weiden, zwischen denen sie dahinströmte. Der Bursche, die Zügel führend, blickte zu Boden, wie wenn er jeden Stein im Geröll des Weges zählen und prüfen wollte, daß das Maulthier darüber nicht einen Fehltritt thue und die schöne Reiterin erschrecke oder gar schädige. Endlich schien er doch Muth zu fassen; es war auch hohe Zeit, denn als man wieder um eine Bergecke bog, stieg schon in der Ferne der schiefe Thurm von Terlan empor, über ihm das graue Gemäuer der Burg Maultasch, und nicht weit dahinter, noch von dem Berge bedeckt, standen die sieben Eichen, das Ziel der Wanderung.

„Mädel ... wie heißt Du?“ fragte er schüchtern.

„Moidele ...“ war die halblaut mit abgewandtem Gesicht gegebene Antwort.

„... Ich heiße Linus,“ sagte der Bursche wieder. „Bist nit im Burggrafen-Amt daheim ... wo kommst her, Moidele?“

„Gestern früh sind wir daheim fort, über Nacht sind wir in Zwiselstein gelegen, und heut' sind wir gar herausgewandert.“

„Und wo bist daheim?“

„Der Vater sitzt auf Rosen, — droben im Fenderthal, im innersten End' . . . wo der Wildspitz und der Vernagtferner zusammenlaufen."

„Bin niemals so weit hinauf gekommen — dünkt mich aber, es müßt' gar so viel einsam sein da droben und so kalt! Schier das ganze Jahr keine and're Farb' als Eis und Schnee, keine Bäum' und keine Blumen und kaum ein Bissel Gras . . . Wärst nit lieber hier unten bei uns, in dem warmen, sonnigen Thal?"

„Warum, Linus? Meinst, es wär' nicht auch bei uns fein? Wir haben schon auch Blumen, die Steinröseln und den blauen Speik, der so gut riecht . . . Und wenn die Sonne untergeht oder wieder herauf kommt und scheint auf die Schneefelder und Eishörner, das giebt eine Farb', viel schöner als da herunten im Thal, und Eure Wiesen sind auch nit so grün als uns're Almen . . ."

„So möchtest also nit bei uns sein? Thät' mich woltern freuen, wenn Du uns einmal heimsuchen thätest in Algund, und thätest ein Weilerle bleiben . . . Sollt' Dir wohl gut thun, dünkt mich; bist auch ein solches Steinröſel, ein bleiches . . . bei uns müßtest erst die rechte Farb' kriegen, und die rechten Röseln aufgeh'n auf Deinen Backen. Möchtest nit, Moidele?"

„Sel' ging nit an, Linus . . . Die Mutter ist lang' todt, ich muß dem Vater hausen und könnt' ihn nit allein lassen . . ."

„Aber jetzt seid Ihr doch einmal fort . . . da könntet Ihr auf dem Rückweg einkehren beim Tschermser in Algund, es ging alm [16]) in Einem hin!"

„Eine Bas' aus Fend ist auf dem Rofnerhof, dieweil wir fort sind: der Vater will dann noch in's Eisackthal hinein nach Kolmann und zu den frommen Frauen in Seben — da sind auch Gefreund'te von meiner Mutter

selig; dann gehen wir hinaus über den Brenner nach Sterzing und über den Jaufen wieder zurück ..."

„Das ist ein weiter Weg, Moidele — wird Dich wohl müd' machen!"

„O ... ich bin alm nit so schwach, wie Du denkst, aber daheim ist mir wohler! Ich kann die Hitz' nit vertragen — bei uns geht eine so viel gesunde und frische Luft!"

Linus sah sie beinahe traurig an. „Wird schon 'was And'res sein," sagte er, „daß es Dir wohler ist droben in den Eisbergen, unter den Felsen und Fernern, als unten im sonnigen Thal unter den Kesten und Feigen und Weimern ..."

Das Mädchen, das fast immer mit niedergeschlagenen Augen gesessen, erhob sie jetzt und sah den Burschen zur Antwort wie verwundert an: der Blick war wie ein stilles Bergwasser, hell und klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte. Es spiegelte sich darin, daß sie den Sinn der Rede nicht vollkommen gefaßt hatte, und die erglühende Wange des Algunders verrieth, daß diese Erwiderung ihm lieber war, als eine in Worten ausgesprochene. Er athmete auf, als ob ihm die Brust von einem schweren Drucke befreit wäre. „Du hast Recht," sagte er, „es ist tüchtig schwül heut' ... ich fang' es just auch zu spüren an ... Möcht' wohl einmal die frische Luft schöpfen, wie sie von den Fernern streicht! ... Was thät'st sagen, Moidele, wenn ich einmal die Armbrust über die Achsel nähm' und käm' den Gemsen nachgestiegen über die Felsen und den Kees?"

„Ich thät' sagen, Linus — laß die Armbrust daheim und die Gemsen in Ruh' ... auf den Fernern hausen die saligen Fräulein, die leiden's nicht, daß man die schmucken, flinken Thierlein schädigt — es ist ihr Hausvieh!"

„Dann will ich Armbrust und Köcher hängen lassen,

Moidele . . . komm' ich dann den saligen Fräulein genehm . . . und Dir auch?"

„Den Saligen gewiß," entgegnete mit lieblichem Lächeln das Mädchen.

„Und Dir?" fragte er nochmals leiser und dringender.

Die Frage blieb unbeantwortet, denn die Wanderer waren vor den ersten Häusern von Terlan angekommen, und vor einem derselben, an dessen Giebel ein grüner Busch ausgehängt war und die Schenke verkündigte, hatte sich eine Menge Volks versammelt, Imbiß und Herberge zu nehmen, eh' das letzte Stück Wegs zu den sieben Eichen zurückgelegt werden sollte. Die vorausschreitenden Männer, von Bekannten angerufen, hielten ebenfalls an, und das junge Paar mußte folgen.

Die Versammlung war in lebhafter Bewegung; sie mochte dem feurigen Terlaner Weine gehörig zugesprochen haben, und war auch durch Anrede und Gespräch mehr erregt, als es die meist ruhige und sinnende Gemüthsart der deutschen Etschländer mit sich bringt. Auf einem seitwärts gestellten leeren Fasse kauerte eine verschobene hochrückige Gestalt in schäbigem Wamms, über welchem eine nicht minder abgetragene Gugel saß, und ließ die schnarrende, aber ausgiebige Stimme über die Versammlung hin ertönen. „Dumme Strolche seid Ihr," rief er, „wenn Ihr das nicht begreift! Der Herzog und die Edelherren, das sind die Mühlsteine, die einander vernichten möchten und auf einander losreiben Tag und Nacht . . . wer's am längsten aushält von den Beiden, das weiß der Teufel, aber was dazwischen liegt, das wird zermalmt und zerquetscht, und das seid Ihr! Bildet Euch nur 'was ein darauf, daß die Mehrern noch frei auf ihrem Eigen sitzen . . . ei nun, ich bin weit herumgekommen im Reich, wo's überall auch einmal freie Bauern gegeben . . . wo sind sie jetzt? Fort sind sie, alle verschwunden in dem adeligen

und fürstlichen Schnappsack, wie der Wein da in meine Kehle! Lehnträger mit allerlei schmachvollem Zins sind sie geworden, wo nicht gar Hörige und Leibeigene, und Euch geht's ebenso — Euch wird auch keine andere Wurst gebraten!" Dabei hatte der Redner eine mächtige Holzkanne ergriffen und geleert und stürzte sie jetzt, wie zur Bestätigung seiner Worte, um, ohne daß ein Tröpflein herauslief.

Einige der Umhersitzenden lachten, andere schüttelten die Köpfe und sahen unmuthig darein. „Wer ist der Kerl?" fragte der Algunder den ihm zunächst Stehenden. „Kennt ihn Jemand unter Euch, daß er so das große Maul haben darf?"

„Ich kenn' ihn nicht," erwiderte der Gefragte, „aber ich hab' ihn nennen hören. Es ist der Kneißl von Stanz, soll einmal ein Güt'l gehabt haben, draußen am Inn bei Landeck, ist aber d'rum gekommen und unter die Landfahrer gegangen!"

„Ist wohl doch nit so arg als Du's machst!" hatte indessen Einer dem Buckligen erwidert. „Wir haben uns're Augen wohl auf und stecken die Fäuste nicht in den Sack, und dann ist Herzog Friedel im Land, unser Fürst, der uns wohl schützen wird bei unserm guten Recht!"

Der Kneißl schlug ein höhnisches Gelächter auf. „Der Herzog," rief er, „der in der Klemme sitzt zwischen Kaiser und Papst und Bischof, und dem die Zwingherren noch wärmer machen, als uns? Bei unserm guten Recht schützen! Wer hat denn mich geschützt? Ich bin auch einmal ein freier Mann gewesen und auf meinem eigenen Erbe gesessen wie Ihr . . . aber ich hatte Unglück gehabt, ein Bergbruch hatte mir den schönsten Anger vermuhrt, daß er unter den Steintrümmern begraben liegt bis zum jüngsten Tag, mein Viehstand war eingegangen, bis auf eine einzige Algäuerkuh, die war trächtig, und wenn das Vieh zur Weide ging, war sie die schönste in der ganzen

Dorfheerde. Der Schrofensteiner aber, der auch mit austreiben ließ, hatt' eine and're Kuh, ein schwarzes Vieh, das stößig war und alle Augenblicke Unfug anstiftete. Band auch einmal mit meiner Algäuerin an, aber die verstand das Ding unrecht und kehrte den Spieß um und stieß die Schwarze jämmerlich, daß sie's in Zukunft wohl hätte bleiben lassen. Am andern Tag aber kam des Schrofensteiners Vogt und nahm mir meine einzige herrliche Kuh weg. Es gehe nicht an, sagte er, daß die Bauern Vieh hätten, das über das Herrenvieh aufkäme — das könnt' sie selber zum Trotz verleiten.... Wenn auch Weib und Kind noch so jämmerlich schrieen, weg ward sie geführt, und der Bettelmann war fertig!"

„Das ist wohl schlimm," erwiderte der gegenüber sitzende Bauer, „hättest es eben doch versuchen sollen, Hilfe beim Herzog zu holen ..."

„Daß ich ein Narr gewesen wäre! Wegen meiner Kuh hätte der Herzog dem mächtigen Schrofensteiner kein schiefes Maul gemacht, und wenn ich ihn vor's Mannengericht geladen und einen Spruch für mich bekommen hätte, was hätt' er mir geholfen? Wäret Ihr etwa ausgezogen und hättet dem Schrofensteiner Fehde angesagt? Es giebt nur e i n Mittel — das heißt: ‚sich selber helfen', und das laßt Euch gesagt sein! Die beiden Mühlsteine zermalmen Euch — bleibt Einer allein übrig, so erdrückt er Euch, also — in Trümmer mit allen Zweien!"

„Du bist ein lästerlicher Mensch!" rief der Erstere wieder. „Der Herzog ist unsere von Gott eingesetzte Obrigkeit, der wir geschworen haben!"

Der Kneißl lachte wieder, noch lauter und höhnischer als zuvor. „Von Gott eingesetzt!" rief er. „Da schaut hinauf auf die Burg Maultasch! Wenn ihre Steine reden könnten, die würden Euch Eins erzählen von der göttlichen Einsetzung — wie sie's mit einander abgekartet haben, die

Margarethe und die Edelherren, welche glaubten, unter einem Herzog von Oesterreich hätten sie's am bequemsten, weil der wohl fein in Wien sitzen bleiben würde! Den Schwyzer Eidgenossen und den Appenzellern wollten sie's auch weiß machen, das mit der göttlichen Einsetzung, aber die haben ihnen bei Morgarten und Sempach geantwortet, daß ihnen das Wiederkommen vergangen ist, und habt Ihr schon gehört, daß der liebe Gott sie gestraft hat, weil sie seine Einsetzung nicht geachtet haben? Sie leben in Ruhe und Frieden und Eintracht, sie zinsen und steuern Niemand, und ihre Wiesen sind so grün, ihre Aecker so reich wie zuvor! Nehmt Euch ein Beispiel d'ran! Woher wißt Ihr, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei? Eure Mönche und Pfaffen haben es Euch gesagt, — die haben Euch erzählt, es stände so geschrieben in der heiligen Schrift!... Woher wißt Ihr aber, daß sie Euch wirklich sagen, was darin steht? Wenn Ihr das wissen wollt, dann müßt Ihr nach Prag gehen! Ich bin dort gewesen, ich hab' den Huß predigen hören — der weiß es, der sagt es gerad' heraus, was in der Bibel steht!"

Leichtes Murren flog über die Versammlung. Ehe es zum lautern Ausbruche kam, hatte der Algunder sich durch die Menge gedrängt und den Arm nach der Kehle des Kneißl ausgestreckt, welcher dem mannhaften Griffe nur durch einen gewagten Seitensprung auf die Terrassenstufen der Schenke zu entrinnen vermochte.

„Mißgeburt," rief der Bauer, „schweige mit Deinen Lästerungen, oder Du hast Deinen letzten Athemzug gethan! Wir wollen nichts hören von der böhmischen Gans und ihrem Geschnatter!"

„Ja! Fort mit dem Buckel!" rief Alles einmüthig durch einander. „Fort mit dem böhmischen Ketzer!"

„O Ihr Dummköpfe!" rief der Kneißl entgegen, der sich auf seiner erhöhten Stelle vor dem drohenden An-

drange sicher fühlte. „Wer nicht hören will, muß fühlen — also wenn die Reihe an Euch kommt, und Euch die Haut abgezogen wird, dann muckst nicht — Ihr habt es selber nicht anders gewollt! Ihr seid so überreif, daß Ihr verfault, wenn die Hand nicht bald zugreift, die Euch abschüttelt! Wißt Ihr, warum der Kirchthurm da in Terlan schief steht? Ich will es Euch sagen! Der Baumeister, der ihn gebaut hat, war ein freier Mann aus dem Reich, der den Hut sitzen ließ vor König und Edelherr — d'rum, wie der Thurm fertig war, rief er ihm zu, ein freier Mann hab' ihn gebaut, und wenn Einer an ihm vorüber gehe, der noch freier sei, dann solle er sich vor ihm verneigen und so stehen bleiben, bis ein Zweiter käme, der gleichen Gruß verdiene. Da ging ein Tiroler Bauer vorüber, und der Thurm verneigte sich gehorsam und steht schief bis zur Stunde und wird so steh'n in Ewigkeit ... Euch wenigstens wird er nicht die Ehre anthun, sich wieder aufzurichten vor Euch ..."

Das Murren und Drängen ging in Geschrei und offenen Angriff über, und es war zweifelhaft, ob es dem Ketzer gelungen wäre, trotz seiner gesicherten Stellung sich demselben zu entziehen, wenn nicht aus der Ferne ein mächtig hallender Ton erklungen wäre, ähnlich dem dröhnenden Schalle, mit welchem der Hammer auf Eisen und Amboß fällt. Es war das erste Zeichen zum Beginne der Versammlung, und die Herbergsgäste mußten sich sputen, noch rechtzeitig den Ort derselben zu erreichen. Darüber gewann der Kneißl Gelegenheit, unangefochten zu entkommen, und der Zug wälzte sich gegen Burg Maultasch zu in die breitere Thalebene, die sich dort zur linken Seite der Etsch öffnet und den Anblick des sonnigen Bozner Grundes gewährte, während gegenüber die Hochebene von Kaltern wie eine mit Frucht und Wein von der Natur selbst gedeckte Tafel sich ausbreitet, behütet und überragt

von den zahllosen Vesten und Burgen, welche ihre längst verfallenen Thürme damals noch stark und trotzig in den tiefblauen Himmel streckten. Vor allen aber ragten in der Mitte die Burg Formigar, das alte, nachmals in Sigmundskron umgewandelte Römercastell, und rechts am waldigen Abhange das Schloß von Hohen-Eppan wie ein riesiger Wächter empor, der das ganze Etschgebiet auf- und abwärts belauerte und von seinen Zinnen Botschaft und Zeichen auf die befreundeten Burgen der Adelsgenossen trug, nach Karneid und Runkelstein und hinauf nach Löwenberg, Schönna und die Jaufenburg im fernsten Hintergrunde des Passeyerthals. Links am Heerwege hinter einigen Häusern stand ein Büschel von sieben mächtigen Eichbäumen in weiter grasiger Ebene, rings eingefaßt von dem immer höher und schroffer ansteigenden Porphyrgestein der Berge, an deren warmem Fuße Weingarten um Weingarten sich schlang. Etwas seitwärts war das Gebirge am Gipfel zerklüftet, als hätte eine ungeheure Riesenfaust das rothglühende Gestein gefaßt und im Grimm aus einander gerissen: vor dem Risse und der Schlucht aber stieg ein rother Felskegel empor, losgetrennt und unersteiglich von allen Seiten, die kahle Stirne gekrönt mit dem Bergschlosse Greifenstein, das kühn darauf hing, wie die Schwalbe das Nest an die senkrechte Mauer heftet, oder der Adler den Horst einbettet in die sonnennächste Klippe der Felswüste.

Der Platz auf dem Rasen war von einer dichten Volksmenge besetzt, welche lärmend und brausend durch einander wogte; unter den Eichen lag ein mächtiger Felsblock, roh zum Sitze zugerichtet, und mit ein paar eingehauenen Tritten, die als Stufen dienten. Um denselben und unter den Bäumen stand eine Anzahl von Männern in Bürgers- und Ritterstracht: die zum Mannengericht abgeordneten Vertreter dieser Stände, mit Ritter Bartelmä von Gufi-

daun, der damals für Herzog Friedrich als Landeshauptmann auf dem Schlosse Tirol saß. Auf seinen Wink trat ein Gewappneter an den großen viereckigen Erzschild, der zwischen zwei Eichen wie eine Glocke aufgehangen war, und führte auf denselben mit dem Rücken seiner Streitaxt kurz nach einander drei abgemessene wuchtige Schläge, welche weithin über die Ebene dröhnten und an den Bergen nachhallten. Hatte es schon zuvor den Anschein gehabt, daß es unmöglich sein würde, in die drängende, brausende Menge Ordnung und Ruhe zu bringen, so war es auf dies Zeichen, als ob vollends alle Bande zerrissen seien, und der Wildstrom, Damm und Deich durchbrechend, sich überstürzend entladen wolle — dennoch währte das nur einige Augenblicke; dann, wie von unsichtbaren Händen gelenkt, ordneten und reihten sich die Massen, daß um den Felssitz und die Eichen herum sich ein weitgezogener Ring bildete. In diesem schritten Männer mit weiß geschälten Stäben hin und wieder, die sie mahnend und winkend erhoben, um die Rundung vollständig und den Raum ganz leer zu machen; es waren die Waibel des Mannengerichts. Im Ringe herum, als sogenannter Umstand, reihten sich die Bauern, das Wehrgehäng in der Hand oder um die Mitte gegürtet; zu beiden Seiten des Steinsitzes stellten sich die von den einzelnen Thälern oder Geweren gewählten Schöffen auf, während der Landeshauptmann als Richter den Stuhl bestieg. Dort angekommen, nahm er den Hut vom Haupte, die Waibel erhoben die weißen Stäbe und riefen mit schallender Stimme das Friedegebot über die Versammlung: dann bedeckte sich der Burggraf, und im Augenblicke lag Grabesschweigen auf der weiten, unabsehbaren Versammlung.

Auf den Ruf des Hauptmanns trat der erste Kläger vor, der Vertreter und Abgeordnete des Stiftes der Benedictinerinnen zu Seben, das hoch über Klausen am Eisack

thront; dazu einer von Herzog Friedrich's geheimen und vertrauten Räthen, berühmt wegen seiner Gelahrtheit und gründlichen Kenntniß des römischen Rechts, worin er auf der hohen Schule zu Bononia sich die Meisterschaft erworben. Zierlich verbeugte sich der feine, sauber gekleidete Herr vor dem Gericht und übergab dem Richter den Brief, in welchem die Aebtissin von Seben den berühmten und gelahrten Doctor Innocenzius Kraigius zu ihrem Fürsprech bestellte; dann überblickte er die Versammlung mit siegesgewissem Blicke, mit einem zwischen Hohn und Mitleid schwebenden Lächeln, und begann, in künstlicher Rede den Anspruch des Klosters vorzutragen.

Es machte Anspruch auf einige Weiden und Höfe im Rafein, einem Seitenzweige des Fenderthals, und behauptete, diese Güter mit aller Liegenschaft seien ein Eigen des Stifts und den dermaligen Inhabern nur zu Genuß und Bebauung als zinspflichtige Lehen überlassen. Mit aller Kunst scharfsinniger Folgerung begann er dann, den Grund der Klage zu entwickeln und zu erörtern, wie zu den Zeiten der Römer die Verhältnisse der coloni und villani zu den Herren und Gutsbesitzern gewesen, wie darüber verschiedene Senatus consulta ergangen, auch von den römischen Imperatoren nie anders decidirt worden, endlich die Meinung der berühmtesten Rechtsgelehrten und Glossatoren ...so übereinstimme, als die klaren Decisiones in ...rchlichen canonibus . . .

In dem Umstande wurde leichte Bewegung merklich, und ein Gemurmel flog über die Menge. Zugleich erhob sich der Burggraf und gebot dem Redner Schweigen. „Was Ihr da sagt, gelehrter Herr Doctor," rief er, „mag sehr begründet und tiefsinnig sein, aber Ihr vergeßt, daß Ihr vor einem Tiroler Mannengericht steht — es ist eine der alten Landesfreiheiten, daß in diesen Marken nach keinem andern Recht geurtheilt werden darf, als nach

Tiroler Recht[17]): römisch' Recht und Kirchensatzung haben keine Geltung in unsern Bergen! Erspart Euch also die vergeblichen Worte, und so Ihr deren habt, legt die Beweise Eures Anspruchs vor."

„Mit solchen probationibus ist meine Clientel allerdings auf's Fürtrefflichste ausgerüstet," entgegnete der Doctor achselzuckend und mit süßsaurem Lächeln. „Hier," fuhr er fort, indem er dem Grafen ein Pergament mit daranhängender Siegelkapsel überreichte, „hier ist das documentum, kraft dessen bereits vor mehr als einem Säculum der Bischof von Brixen die herrenlose Wüste im Fenderthale als eine res nullius dem Sebener Stifte zu freiem Eigenthum geschenkt . . ."

Er wollte noch mehr hinzufügen, aber auf einen Wink des Richters hoben die Waibel ihre Stäbe und ließen die Beklagten vortreten. Die Rafeiner Bauern stellten sich in den Ring, in ihrer Mitte der Rofner, den sie zum Anwalt erkürt hatten. Kurz, aber bündig und deutlich redete der Bauer, den Anspruch der Kläger scheltend, denn die Rafeiner seien seit mehr als einem Jahrhundert als freie Eigner und Herren, die Niemand als dem Landesherrn gezinst oder gesteuert, auf ihren Höfen gesessen und wollten das erhärten mit so vielen Eidhelfern, als man begehren würde. „Es ist nicht wahr," schloß er seine schlichte Ansprache, „daß im Rafein vor hundert Jahren eine herrenlose Wüste war — die Vorfahren der Beklagten hatten damals schon lang' die karge Weide dem Eis abgerungen und sich angesiedelt . . . Der Bischof ist also betrogen, und der Brief erschlichen worden, also kann er nicht gelten und beweisen . . . Der Bischof hat nicht Fug und Recht dazu gehabt, zu verschenken, was schon eines Andern ist!"

Nach kurzer Widerrede des Doctors erhob sich der Graf und bot das Mannengericht auf, den Streitenden

ihr Recht anzusagen: die Schöffen traten zusammen, auch der Rofner mit einigen Fendern gesellte sich dazu.

„Ich protestire!“ rief der Doctor. „Protestor solemnius quam solemnissime! Diese Männer sind offenbar betheiligt, sie sind Nachbarn und Freunde, vielleicht sogar Affines oder Consanguinei der Beklagten . . . sie können nicht Richter sein . . .“

„Gelahrter Herr,“ entgegnete der Burggraf, „ich muß Euch nochmal weisen, den Gang des Mannengerichts nicht zu unterbrechen . . . die Erkorenen des Adels, der Städte und der Betheiligten sind allein berufen, Jedem das Recht anzusagen — also ist's Gesetz von Alters her. Darum schwören die Schöffen den Eid, daß sie nicht um Menschengunst urtheilen, sondern nach ihrem Gewissen und dem alten Tiroler Recht!“

Die Schöffen traten vor und leisteten den Eid mit emporgehobenen Fingern der rechten Hand, während Alles im Umstande die Hüte abnahm und in schweigender Erwartung stand. Dann schlossen sie sich zur Berathung in einen Kreis zusammen, und bald trat der Obmann vor den Stuhl des Richters und erwiderte auf dessen Frage, ob das Mannengericht seinen Spruch gefunden, mit weithin schallendem Ja. Der Obmann theilte ihn dem Hauptmann mit, der sich zur Verkündung erhob und das Haupt entblößte. „Auf Klage des Frauenstiftes zu Seben, auch Widerrede Derer, so auf den Rafeiner Höfen sitzen im Fenderthal, sagt das Mannengericht sowohl Klägern als Beklagten ihr Recht an, und weil es landeskundig, daß die Rafeiner stets und zu allen Zeiten freie Eigner gewesen, weist es die Klage des Stiftes ab, und soll dieselbe niemals mehr angenommen werden von einem Richterstuhl im Lande Tirol oder im Reich, und die Rafeiner sollen als freie Eigner sitzen und allen und jeden Anspruchs, so das

Stift wider sie erhoben, los und ledig sein auf ewige Zeiten!"

Nicht enden wollendes Beifallsgeschrei begleitete die Verkündigung des Urtheils, und die Schwerter der Männer im Umstande klirrten zustimmend an einander. Der Doctor aber trat mit heftiger Geberde vor und versuchte lange vergebens, seine Stimme in dem allgemeinen Aufruhr geltend zu machen. „Ich appellire!" rief er. „Meine Clientel kann sich bei diesem Ausspruche nicht beruhigen — ich insinuire appellationem an Seine Durchlaucht den Erzherzog . . ."

„Ihr habt es Euch nicht sauer werden lassen, Doctor," unterbrach ihn der Hauptmann, „Tiroler Recht kennen zu lernen: Ihr wüßtet sonst, daß keine Berufung gilt von dem Urtheil des Mannengerichts! Kommt über's Jahr wieder, so es Euch beliebt, und Ihr einen blinkenden und scheinenden Beweis bringen könnt, dann mag das Mannengericht prüfen, ob der Handel nochmals zu untersuchen — aber der Spruch, den es heut' erlassen, steht fest — daran zu rütteln, hat kein Fürst im Reiche Fug und Macht!"

Wieder ertönte der Zuruf des Volks wie das Tosen einer plötzlich losgelassenen Wasserwehr, die Schwerter klirrten, und die Hüte wurden geschwungen, bis die Waibel mit ihren Stäben abermals erschienen und das Vortreten eines neuen Klägers verkündigten.

So ging das Gericht seinen Gang, bis die Sonne neben dem Haupte der Mendel hinabging, und Dämmerung mit den Bergschatten in die Thäler floß, denn es durfte nur bei scheinender Sonne gehegt werden.

. . . Vergebens hatte Linus in dem Gedränge seine schöne Gefährtin wieder zu finden gesucht; erst als sich der Menschenknäuel zertheilte, gelang es seinem Falkenblicke,

sie zu erspähen, wie sie eben ein Saumpferd bestieg, das der Vater zur Weiterfahrt ermittelt hatte.

„Ich hab' aber noch keine Antwort auf meine Frag', Moidele," sagte er, sich flüchtig an sie drängend.

„Auf welche Frag'?"

„Ob Dir's recht ist, wenn ich einmal in's Fenderthal kommen und auf Rofen einsprechen thät'?"

„Warum sollt's mir nicht recht sein?" fragte sie unbefangen entgegen. „Du hast ein so viel gutes Gemüth... und ich denk' wohl, daß es Dir gefallen soll bei uns!"

„O das weiß ich!" rief Linus mit leuchtenden Augen. „'S ist nur schade, daß der Herbst und der Winter schon vor der Thür sind."

„B'hüt' Gott, Linus," sagte das Mädchen, denn ihr Roß begann zu schreiten.

„B'hüt' Gott, Moidele . . . auf Wiederseh'n, wie's aber und sonnig wird!"

Die Worte des Burschen klangen heiß aus beklommener Brust hervor, Augen und Wangen brannten ihm: so lange der Weg es erlaubte, hing sein Blick an der enteilenden Reiterin, die wieder gesenkten Hauptes wie sinnend saß. Sie war dieselbe bei'm Scheiden, wie bei'm Begegnen: freundlich, aber verschlossen, gleich einer noch nicht entfalteten Blume — kühl und rein, wie die Eisluft, die um unnahbare Ferner streicht.

Viertes Capitel.

Die Falken.

Am Fuße des Greifensteinerfelsens [18]) hielten einige Reiter an. Sie stiegen von den Rossen und übergaben

sie den Knechten, die sich im Schatten einer von der Sonne abgewandten Schlucht lagerten und den Thieren frei ließen, sich an dem spärlichen Grase zu ergötzen, das zwischen Felstrümmern und aus den Spalten keimte; eines Wächters bedurften sie kaum, denn es war nicht zu besorgen, daß sie versuchen würden, die unwirthlichen Steingrenzen der Schlucht zu überschreiten. Die ritterlichen Herren selber schickten sich an, den Felspfad emporzuklimmen, und sahen mit bedenklichen Mienen die rothen Wände hinan. „Ich will ein Pfaffe werden,“ sagte Degen Fux von Löwenberg, „wenn die Kerle hier es nicht besser haben, als wir! Sie machen sich's bequem, indeß wir da hinan klettern sollen! — Pest . . . da oben, gegen die Burgmauer hin, krabbelt etwas und regt sich, als wären es bunte Käfer, die an der Steile hinankriechen . . .“

„Das werden wohl Bundesgenossen sein, die vor uns angekommen sind,“ erwiderte der Sallecker. „Es ist der einzige Weg, der in das Greifen-Nest hinauf führt... also immer voran und den Andern nach!“

„Der Fux hat ganz recht!“ rief ein Dritter, eine kurze, etwas stark beleibte Gestalt. „Es ist ein unchristliches Verlangen, einen solchen Weg zu Fuß machen zu sollen, und gerade jetzt, wo die Mittagssonne auf den Porphyr brennt, daß es widerprallt wie in des Teufels Küche!“

„Ja ja,“ lachte der Sallecker, „etwas Schweiß wird es kosten, Freund Prechtl, aber Du hast ja, wovon Du zusetzen kannst, und wenn es Dir zu beschwerlich wird, dann denke nur voraus an die kühle Burghalle oben, hart an der Kellerthür, wo die Stückfässer liegen und herauf duften, und von der andern Seite aus dem Küchengaden die Braten schmoren.“

Der Dicke schien etwas getröstet durch die lockende Aussicht, aber er schloß sich doch nur mit einem schweren

Seufzer den Uebrigen an, welche die Bergwanderung begannen. „Immerhin bleibt es ein verfluchter Einfall, da hinauf ein Schloß zu bauen ...“

„Jedenfalls hat ihn Einer gehabt,“ erwiderte der Sallecker, „dem das Steigen minder sauer geworden, als Dir! Es mag ein Stück Arbeit gewesen sein, alles Bauwerk da hinauf zu schaffen und dann die Felsen nach allen Seiten abzuschlagen und noch schroffer zu machen, damit ja nur der einzige Pfad hinauf führe, den man noch dazu von oben übersieht, wie seine eigene Hand, und ihn rein halten kann mit Geschoß und Wurf! Hei, es mag sich noch schlimmer wandern, wenn von oben die Pfeile kommen und die Felstrümmer, oder gar geschmolzenes Blei und das unlöschbare Feuer, das wir den Türken abgelernt haben und das durch Schienen und Harnisch brennt, bis hinein auf Knochen und Mark!“

Herr Prechtl von Kaldöß stand einen Augenblick still und blickte wie unwillkürlich in die Höhe, ob das verderbliche Feuer nicht etwa schon über die Felsen herniederströme; auch der Fux hielt aufathmend inne und wandte sich nach dem Thale zurück, das in schwindelnder Steiltiefe zu ihren Füßen lag. „Seht nur das Gewimmel dort bei den sieben Eichen!“ rief er, „Das ist das Mannengericht, das sie hegen . . . sieht es doch, als wären es lauter Zwerge und Nörgelein, die aus den Klüften hervorgeschlüpft kamen . . .“

„Wir stehen schon weit über Thurmhöhe,“ sagte der Sallecker, „dafür ist der Greifenstein auch unbezwinglich und die höchste und sicherste Wacht im ganzen Etschland — es kann wohl kommen, denk' ich, daß wir einmal den Römern danken, daß es ihnen einfiel, das Castell zu bauen!“

„Ist also ein Heidenwerk?“ fragte Prechtl.

„Gewiß, und mit heidnischem Zauber gefeit . . . Der

römische Baumeister hat das Blut eines unschuldigen Knäbleins in den Mörtel gemischt, das macht eine Burg fest, sie kann nicht genommen werden, so lang' der Zauberstein im Grunde liegt . . ."

Ferner, gedämpfter Zuruf unterbrach den Redenden. „Halloh," rief er, „das kommt aus dem Greifen-Nest! Sie haben uns droben schon gesehen und rufen uns zu! Laßt uns antworten und eilen, daß wir bald bei ihnen sitzen und Bescheid thun können."

Es währte nicht lange, so war der eigentliche Burgfelsen erreicht, auf welchem das Gebäude so genau eingefügt stand, daß kein Fußbreit Weg oder Rand um dasselbe herum lief, und es aussah, als wäre es mit dem Gesteine verwachsen. Das Burgthor war weit geöffnet, aber kein Pfad und keine Brücke führte in dasselbe; knarrend drehte sich ein Balken daraus hervor, und an starken Seilen schwebte ein Gestell herab, aus mächtigem Holze gezimmert und nöthenfalls fest genug, um einen Geharnischten sammt seinem Rosse in die Höhe zu winden.

Als die Auffahrt beendet war, empfing die Ankommenden der laute Zuruf einer ritterlichen Schaar, welche ihnen Hand und Humpen zum Willkommen bot und sie durch den mächtigen gewölbten Thorgang in den Burghof geleitete. In der Ecke führten Stufen in ein ziemlich enges rundes Thürmchen, das erkerartig an das riesige Viereck des Pallas angebaut war, und worin sich die steinerne Wendeltreppe, in alle Stockwerke führend, emporschlängelte. Wer unten verweilen wollte, für den öffnete sich eine nicht sehr hohe aber breite Halle, auf einen einzigen Mittelpfeiler gestützt, dessen Tragrippen und Gurten in zierlichem Achteck wie Baumzweige aus einander liefen. Es war anmuthig kühl in dem grauen Gewölbe, und die Ankommenden ließen sich nicht zweimal bitten, sich an einem der Steintische bei den versammelten Genossen ein Plätzchen zu suchen. Die

Männer waren alle in leichter Rüstung, und auf der Brust von Mehreren schimmerte ein in Silber getriebenes Geschmeide, einen Elephanten darstellend.

„Da geblieben! In den Saal hinauf zu den Uebrigen kommt Ihr immer noch früh genug!“ rief ein hübscher junger Mann, unter dessen blauem Sammethute reiches Blondhaar hervorrollte. „Erst angestoßen mit uns! Wir waren eben daran, es dem Bund an der Etsch und seinem Zeichen zu bringen. Die Elephanten sollen leben!“ [19])

„Sie leben! Hoch!“ stürmten Alle durch einander, und klirrend und klingend schlugen Humpen und Becher zusammen. „Sie leben!“ wiederholte der Sallecker. „Der Elephant! Auf daß er Alles niedertrete und zermalme, was ihm den Weg wehren will!“

„Nun, Herr Firmian?“ rief der blonde Jüngling einem ältern Manne zu, der ruhig gegenüber saß, ganz in mattgrauen Kettenpanzer gehüllt. „Ihr trinkt nicht mit? Wollt Ihr abtrünnig werden von der Verbündniß?“

„Ich thu' Bescheid auf die Verbündniß, Herr Ritter Eckart von Liebenberg!“ erwiderte Firmian, indem er gelassen seinen Becher hob. „Brauche Niemand, der mich dessen mahnt, aber das Zeichen gefällt mir nicht und hat mir nie gefallen! Der Elephant ist ein plump und unbehilflich Thier . . .“

„Aber listig und klug!“

„Und ungeschlacht! Ich lobe mir, was rasch und gewandt und dennoch kräftig ist! Bin vor einigen Jahren in Venedig gewesen und habe mit angesehen, wie der Doge Michele Steno auf dem Bucentoro hinausfuhr und den Ring in's Meer warf . . . Da ward von der letzten Türkenbeute her auch ein Elephant zu Prunk und Schauspiel herumgeführt auf dem Platze San Marco . . . Da sah ich das Thier und ließ mir von dem Cornak, der ihm im Genick saß und es hinter die Ohren stieß, von dessen Leben

und Eigenheiten erzählen. Im Rüssel steckt seine ganze Kraft, mit dem hat es Riesengewalt, und eben der Rüssel ist auch sein schwächster Fleck . . . der Stich einer großen Nadel kann es tödten!“

„Darum wollen wir den Rüssel hüten vor Nadeln wie vor Schwertern!“ rief der Liebenberger lachend. „Den Rüssel kennen wir . . . uns're alten Rechte und Freiheiten sind der Rüssel! Wohl ist er nur von eitel Papier und Pergament, das jeder Stich zerfetzt, aber in ihm ist uns're Kraft und mehr als Riesengewalt!“

„Wer weiß,“ fiel der Sallecker ein, „ob Firmian's Wunsch nicht in Erfüllung geht! Habe so 'was munkeln hören, als ob es gelte, dem alten Bunde ein neues Schildlein anzuhängen! . . .“

„Und was ist es denn eigentlich, weshalb wir hierher berufen wurden?“ fragte der dicke Herr von Kaldöß, der bis dahin über Teller und Becher nicht Muße gefunden hatte, sich in's Gespräch zu mengen. „Wißt Ihr mir 'was davon zu vertrauen, Herr Auer von Katzenstein?“

Der Angeredete zuckte geheimnißvoll mit den Schultern und schien sich auf eine Erwiderung zu besinnen; der lebhafte Liebenberger hatte die Frage auch gehört und überhob ihn der Antwort. „Was ist dabei viel zu besinnen und zu bemänteln?“ rief er. „Es gilt die Wiederaufrichtung oder Neubelebung des alten Bundes, den unsere Väter und Genossen vor Jahren beschworen haben . . . ob unter dem Elephanten oder einem andern Zeichen, das ist gleich, die Absicht ist dieselbe! . . . Herzog Friedel hat seine bösen Pläne gegen uns und unsere alten Freiheiten nicht aufgegeben . . . d'rum soll ihm vorgebaut werden, weil der Augenblick so sehr günstig ist . . .“

„Günstig? Wie meint Ihr das? Ist Neues vorgefallen?“

„Das wißt Ihr noch nicht? Die Baiern sind im Land! Der alte Stephan [20]) von Ingolstadt hat seinen alten Anspruch auf Tirol wieder hervorgesucht und ist von Rattenberg vor Hall gezogen, das er berennen will . . . Das Aufgebot zum Kriegsdienst gegen ihn wird nicht lange auf sich warten lassen; eh' wir aber ausziehen, wollen wir wissen, wofür wir's thun, und wollen dem Herzog jetzt, da er unser nicht entrathen kann, den Bedingungszettel schreiben!“

„Recht so!“ rief der von Salleck. „Wir wollen nichts von Baiern wissen, das uns immer auf dem Nacken säße, daß man keinen freien Athemzug thun könnte!“

„In diesem Punkte haben wir's mit Oesterreich nicht viel besser getroffen!“ bemerkte Firmian. „Seit die Söhne Leopold's das Habsburger Erbe getheilt haben, und Herzog Friedrich mit den Vorlanden Tirol auf seinen Theil bekam, sitzt er immer im Land . . . aber der Habsburger ist mir doch lieber als der Baier — er hat uns die alten Freiheiten, wie sie uns von Rudolph verbriest worden sind, immer bestätigt, ohne Widerrede [22])!“

„Ja . . . das ist wahr!“ fiel ihm Eckart von Liebenberg in's Wort. „An der Bestätigung haben sie's nie ermangeln lassen, aber mit dem Halten ging es immer schief! Auf dem Papier steht es ihnen gut, daß der Herzog keinem Landherrn von Tirol an Rang und Gewalt vorgehen soll . . . aber in der Innsbrucker Hofhaltung ist nichts davon zu spüren!“

„Das ist's eben, was ihn drückt und worauf wir halten müssen!“ rief der Sallecker. „Er will nicht, wie wir, Landherr von Tirol und der Erste unter uns sein; er möchte Herr des Landes sein und uns so allgemach bei Seite schieben . . . aber er soll nicht! Eben jetzt muß er uns die alten Briefe auf's Neue bestätigen und bekennen, daß er nicht mehr Recht hat, als Einer von uns und als

wir ihm freiwillig gegönnt haben ... Wir sind nicht minder als er — auf meinem Gebiet und in meinen Burgen bin ich so gut ein Fürst, als der Habsburger! Will er dem sich nicht fügen — gut, dann werfen wir uns dem Reich in die Arme, der Kaiser wird nicht viel Federlesens machen, wenn wir ihm die Unterwerfung antragen!"

„Das glaub' ich auch," bemerkte der Liebenberger, „Sigmund ist dem Herzog ohnehin spinnefeind, und weil er ein Luxemburger ist, machte es ihm schon Vergnügen, Habsburg einen Streich und Schaden anzuthun!"

„Am Willen wird's Sigmund nicht fehlen lassen," sagte Firmian trocken, „aber das Können dürfte ihn zu Schanden machen! Nein, Ihr Herren, machen wir uns're Stellung, so gut es geht, mit Herzog Friedrich fest — die Gedanken an den Kaiser aber und an die Reichsunmittelbarkeit gebt auf, wenn ich Euch gut zum Rathe bin ... wir kommen von Oesterreich nicht mehr los, und Alles, was wir durch einen Versuch erreichen könnten, wär', ihm einen erwünschten Vorwand zu geben, uns zur Strafe eben das zu nehmen, was wir erhalten wollten, unser altes Recht! Wie kann uns Sigmund beim Reiche schützen, umgeben von eifersüchtigen Fürsten, in Kriege von allen Seiten verwickelt? Hat er es doch erst nach Jahren und mühsam genug zu Stande gebracht, in sein Reich zu kommen und sich in Aachen krönen zu lassen!"

„Das ist wahr!" sagte der Degen Fux hinzutretend, indem er aus seinem Kupferbarte die Weinreste des Bechers strich, den er eben geleert hatte. „Auch will verlauten, daß König Sigismund nicht eben der Mann sei, auf dessen Wort sich Häuser bauen lassen — doch dächt' ich immerhin, es könnte nicht schaden, so unter der Hand bei ihm anzufragen, was von ihm mit Gewißheit zu erwarten sein möchte: er scheint ein klüger Haupt zu sein, als wir bisher von ihm gedacht ... ich habe Botschaft,

daß er Frieden gemacht mit Ungarn und Venedig, und daß er den Papst bewogen, in die Abhaltung einer großen Kirchenversammlung zu willigen!"

„Die Mär' ist wundersam, Herr Degen Fux," rief Firmian und setzte vor Staunen den gerippten Glaskelch, den er schon zum Munde gehoben hatte, unberührt wieder auf den Tisch. „Das wär' allerdings der rechte Stiel zur Hacke, das wäre die Handhabe, um in die Verwirrung des Reichs und der Christenheit Ordnung zu bringen . . . aber das Concil wird wieder in Wäschland sitzen und aus lauter Geistlichen bestehen, die sich darum streiten, welcher von den drei Päpsten der rechte sei . . . Ist es doch vor einigen Jahren in Pisa nicht anders gewesen!"

„Diesmal wird es anders sein," entgegnete Fux. „Das Concil wird in deutschen Landen stattfinden und soll nicht blos eine Kirchenversammlung, sondern auch ein Reichstag sein, wo alle Fürsten und Potentaten des Erdreichs zusammen kommen . . ."

Alles drängte sich neugierig enger um den Erzähler. „Wenn Sigmund das zu Stande gebracht hat," rief der Sallecker, „dann ist er um so mehr unser Mann! Dann wollen wir unser Glück vollends auf sein Haupt setzen!"

„Gemach, gemach!" entgegnete Firmian abwehrend, da der Liebenberger und Anderer Miene machten, in den Zuruf einzustimmen. „Der Papst hat eingewilligt, sagt Ihr? Welcher Papst?"

„Der in Bologna sitzt und sich Johannes den Dreiundzwanzigsten nennt . . . so hört' ich von dem Stiftsprobst von Meran, von dem ich Kunde habe. Der Papst hat eingewilligt, mit seiner Klerisei selber nach Deutschland zu kommen . . ."

„Wunder über Wunder! Und wo soll die Versammlung sein?"

„In Costentz — draußen am Bodensee . . ." erwi-

derte Fux, „und ich will ein Pfaff' werden, wenn das nicht eine Versammlung wird, wie die Christenheit noch keine gesehen hat! Auf den vierzehnten des nächsten Monats November ist Alles dahin zusammenberufen, Kaiser und Könige, Bischöfe und Prälaten, Gelehrte und Doctoren . . ."

„Ein Weltwunder," rief Liebenberg. „Das muß ich sehen . . . Dabei wird wohl auch die beste Gelegenheit sein, an König Sigismund zu kommen!"

„Ich rathe nicht dazu," lachte der Sallecker, „das Costentz wird ein heißes Pflaster werden! Eins von Deinen Weingütern wirst Du daran rücken müssen, wenn Du den kostbaren Ritt machen willst!"

„Und wenn's zwei davon kosten sollte!" entgegnete Liebenberg. „Das Constentz muß ich sehen . . . Ob auch Herzog Friedel dort sein wird?"

„Wie kannst Du fragen? Alle Fürsten des Reichs sind geladen, um vom neugekrönten König ihre Lehn zu empfangen — der Herzog wird nicht fehlen dürfen!"

„Ich gehe nach Costentz!" rief Liebenberg noch lauter. „Und wenn mir Keiner folgt, und wenn Ihr mir keine Vollmacht gebt, geh' ich auf eigene Faust! Glaubt mir, das ist der Ort, wo unsere Ernte blühen muß! Der König ist dem Herzog feind, die Bischöfe von Brixen, Trient und Chur sähen ihn ohnehin lieber in der Hölle, als in ihrer Nachbarschaft — die werden ein schönes Feuer anschüren unter ihm . . . das ist der Augenblick, wo wir ihn entweder unter uns bringen, oder uns völlig von ihm frei machen . . ."

Unter dem größten Theile der Ritter gab sich lebhafte zustimmende Bewegung kund; ihr lauter Ausbruch wurde durch den Burgvogt unterbrochen, der mit der ehrerbietigen Meldung näher trat, wie der Herr des Schlosses seine werthen Freunde und Gäste oben im Rittersaale

erwarte und zu erscheinen bitte, da die Meisten, auf deren Kommen gerechnet werden könne, schon eingetroffen seien . . ."

Rasch wurden die Neigen geleert, und die kriegerischen Gestalten rasselten und klirrten die Steinstufen hinan. Die Letzten waren der beleibte Herr Prechtl auf Kaldöß und der bedächtige Auer von Katzenstein. „Was sagt Ihr zu alledem?" flüsterte der Dicke, indem er den Andern an der Armschiene faßte und zurückhielt. „Das überstürzte Wesen will mir nicht behagen . . ."

„Mir auch nicht," erwiderte Auer ebenso, jedoch nicht ohne sich durch einen raschen Blick überzeugt zu haben, daß Niemand mehr in der Nähe sei, der ihn vernehmen könnte, „aber es wäre vergeblich, in dem Tumulte die Stimme der besonnenen Klugheit und der Ueberlegung geltend machen zu wollen!"

„Was sie nur immer haben mit ihren alten Briefen!" fuhr Prechtl während des Steigens fort. „Mit dem ewigen Auflehnen gegen den Herzog! Mir hat er noch nichts zu Leide gethan . . . meine Burgen und Liegenschaften sind mein, und die wird er mir nicht antasten! Warum soll ich mich ihm widersetzen, wenn ich doch weiß, daß ich es nicht kann, weil er der Stärkere ist!"

„Ganz meine Meinung, Freund Prechtl!" entgegnete der Katzensteiner. „So ich nun weiß, wie Ihr gesinnt seid, werde ich nächstens auf Kaldöß bei Euch einsprechen, auf daß wir mehr von der Sache reden . . . hier . . ." setzte er abermals um sich blickend hinzu, da sie eben die Treppenhöhe erreicht hatten, „hier muß man mit den Wölfen heulen oder schweigen, oder — bedenken, was besonnene Klugheit und Ueberlegung etwa Sonstiges zu thun gebieten mag . . ."

Sie standen vor der geöffneten riesigen Pforte des Rittersaales, über welcher ein Paar in Stein gehauene

Greifen mit geschnäbelten Löwenköpfen und Adlerflügeln Wache hielten — einer hohen säulenlosen und spitzgewölbten Halle, durch ein einziges großes Fenster erhellt, das der Thüre gegenüber auf eine offene Altane führte. Die Aussicht über das ganze Berggelände war entzückend aber überwältigend, und es gehörten feste Sinne dazu, um bei dem Blicke in die schaudervoll unter dem Balkon abstürzende Tiefe nicht trotz des Steingeländers vom Schwindel befallen zu werden.

An der Pforte standen die Burgherren, die Ankommenden mit männlichem Handschlage und freundlichen Worten begrüßend. Es waren die Brüder Wilhelm und Ulrich von Starkenberg, riesige Gestalten in der vollsten Blüthe der Mannesjahre, mit krausem, schwarzem Haare, lebhaft blitzenden Augen und kühnen Zügen, die sich auffallend glichen, wie sie denn auch innerlich vollkommen übereinstimmten und ihre zahlreichen Schlösser und Güter in brüderlicher Eintracht ungetheilt besaßen und verwalteten.

Die Starkenberger hatten sonst zu Hochnaturns im Vintschgau oder Forst bei Meran, oder in Schönna gehaust: nach dem Erlöschen des Hauptstammes der Greifensteiner aber war zu all' ihrem Besitze auch noch die unbezwingliche Felsburg am Eingange des Bozner Grundes durch Erbfall an sie gekommen, und nächst dem gewaltigen Rottenburger war keins unter den Dynastengeschlechtern an der Etsch, das ihnen ebenbürtig gewesen wäre an Macht und Reichthum.

Die beiden Brüder, vollständig gerüstet, standen wie ein Paar zu ewiger Dauer in Erz gegossene Gestalten — neben ihnen, wie als Bild der Vergänglichkeit, ein zitternder Greis, der mit den unsichern Blicken eines halb Erblindeten die Ankommenden betrachtete. Achtzig Jahre hatten sein Haupt geglättet und seinen Nacken gebeugt,

daß er sich mühsam an Krücken aufrecht hielt, und sein Scheitel mit dem schmalen Streifen Silberhaar, der es noch umgab, um die Wette schimmerte. Es war Heinz von Greifenstein, der letzte, erblose Sprosse eines Seitenzweigs des alten Stamms, der bei den jugendlichen Vettern die Stunde seines völligen Verdorrens erwartete.

Die Versammlung der Ritter bot ein kräftiges und prachtvoll farbenreiches Bild; sie standen in Schaaren und Paaren beisammen, wie eben Zufall oder besondere Vertrautheit und Neigung sie gesellt hatten, und es war fast keines der alten Adelsgeschlechter an der Etsch, das nicht einen Vertreter gesandt hätte; da waren Georg von Villanders mit seinem zierlichen Sohne Tegen, Hans von Völseck, Ulrich vom Feigenstein, Kaspar Schenk von Matsch, ein Freundsberger, ein Montani aus dem Martellerthale, der Hörer von Hauenstein und die Lichtensteiner, die auf Karneid und Steineck saßen.

Auf einem Tische vor dem mächtigen geschnitzten Holzschranke, der in die Wand eingelassen war und fast bis an's Gewölbe reichte, lagen Schriften und pergamentene Urkunden ausgebreitet, überragt von einem mächtigen, zierlich ausgearbeiteten Holztintenfasse.

In der Ecke gegen das Balkonfenster hin hatte sich eine Gruppe von drei Männern in besonders eifriger und, wie es schien, geheimer Zwiesprach' zusammengefunden.

Der Eine davon war ein mittelgroßer stämmiger Mann mit breiter Brust und mächtigem Stiernacken: aus der ganzen Erscheinung, so wie aus den straffen Zügen, dem eckigen Kopfe und der derben Stirne, sprach trotziges Beharren und unbeugsame Kraft. Das Haupthaar war kurz geschoren, der Knebelbart, sorgsam in zwei Spitzen getheilt, fiel silberweiß auf die Brust herab und bedeckte beinahe die Goldbuchstaben, die auf dem Saumlatze des schwarzen Seidenwammses gestickt waren: die Initia-

len vom Wahlspruche des Trägers. Der Träger war Graf Peter von Spaur [22]), der auf dem Nonsberg hauste, tief am Ende des Thales am Sporeggio, einem Orte, der in seiner Unbezwinglichkeit diesen Wahlspruch „Greif' mich nit an!“ verkörperte. Die beiden Andern waren in bunte Wappenröcke gekleidet, worüber sie leichte Helme und bequeme Brust- und Beinharnische trugen, Alles von zierlicher Venediger-Arbeit, wie zum Schmucke gemacht und doch die kriegerische Beschäftigung der Herren bezeichnend. Das lichtbraune Haar des Einen ließ deutsche Abstammung vermuthen, während die bleichgelbe Gesichtsfarbe und die pechschwarzen Locken des Andern auf romanische Abkunft deuteten.

„Laßt es Euch noch einmal gesagt sein,“ sagte Spaur mit tief dröhnender Stimme, die sich kaum zum Flüstern zu zwingen vermochte. „Ihr habt keine andere Wahl, wenn Ihr Euren wahren Vortheil versteht! Bleibt bei uns! Wir wollen zu Deutschland halten — was habt Ihr von Italien zu hoffen?“

„Sonderbare Frage“ erwiderte der Braungelockte. „Nicht was wir zu hoffen: was wir zu fürchten haben, mußt Du fragen! Uns're Besitzungen liegen alle an den wälschen Grenzen — Venedig braucht nur ein paar Stunden vorzurücken,. um uns're Burgen in seine Hand zu bekommen . . . bis das Reich und Deutschland von unserer Noth erfährt und uns hilft, wären wir zehnmal verloren!“

„Du verstellst Dich,“ erwiderte Spaur, ihn fest anblickend, „Paris von Lodron [23]) ist zu erfahren, als daß dies seine wahre Herzensmeinung sein könnte! Wann hab' ich Dich geheißen, auf Deutschlands Hilfe zu bauen? Hilf Dir selber, ist mein Rath — Du kannst es, warum Dich auf And're verlassen und stützen? . . . Trient, Reif,

Rovereit — das ganze Etschgebiet ist deutsches Land, in das die Walchen sich nur eingedrängt haben . . . es ist eine Vorhut für das Reich, ein Wall, den es niemals aufgeben kann! Wohlan denn, in unsern Händen . . . in den Eurigen liegt es, diese Vorhut zu behaupten — thut es! Seien wir des Reiches Wächter, auch wenn es uns nicht dazu bestellt hat, und dann ist es an uns, Kaiser und Reich den Dank vorzuschreiben, den sie uns zahlen sollen!"

„Zahlen!" lachte der Schwarzbärtige. „Wenn es auf's Zahlen ankommt, weiß man, was vom Reiche zu erwarten ist! Da lob' ich mir die Wälschen, so sehr Du sie verschreist! Die Visconti in Mailand, die Sforza, die Dogen der Lagunenstadt wissen besser, was der Degen eines Condottiere gilt, wie Aldriget von Castelbarco [24])!"

„Und was gewinnst Du bei dem blanken Lohn?" fragte Spaur. „Du verkaufst Dein ritterlich Schwert und Deinen edlen Arm an den Fremden, um ein Diener zu sein, wo Du Herr sein könntest . . . Herr und Gebieter! Glaube mir, dessen Hand in diesen Dingen feinere Fäden spürt, als Deine durch das Schwert verhärtete — diese angemaßte Oberherrlichkeit des Herzogs, seine Macht in dem nun freilich unterworfenen Gebiete von Trient ist ihrem Sturze nahe . . . wir wollen ein freies Adelsregiment im Lande, Niemand über uns als den Kaiser . . . willst Du es selbst verscherzen, daran Theil zu haben?"

Die Beiden schwiegen einen Augenblick. „Du magst Recht haben, Spaur," erwiderte dann Lodron, „ich bin Dir auch auf Deinen Wunsch auf den Greifenstein gefolgt und habe Dir dadurch bewiesen, daß ich nicht abgeneigt bin, Dir zu folgen — allein was drängst Du mich? Ich will mir's überlegen und dann meinen Part ergreifen . . ."

„Sieh' zu, daß Du Dich nicht verrechnest!" entgegnete

Spaur finster. „Hoffe nicht, mit Winkelzügen durchzukommen . . . es ist bekannt, daß Du ein Meister bist in doppelzüngigen Künsten, aber hier zerreißt Dein Gewebe!“

„Lodron hat nicht Unrecht!“ rief Aldrigeto dazwischen. „Warum sollen wir uns gleich jetzt entscheiden und Partei ergreifen? Ich will, wie Du selber sagst, auf eig'nen Füßen steh'n! Wenn ich die Fallbrücke hinter mir aufziehe auf meinem Schlosse zu Castelbarco, kann ich zuwarten, wie das Blatt sich wendet, und mir freie Hand vorbehalten . . . wer will mir 'was anhaben?“

„Das will ich Dir sagen, Aldrigeto,“ entgegnete Spaur, indem er ihm finster und wie drohend näher trat. „Wenn Du mir hieher nur gefolgt wärest, um mich zu täuschen und im letzten Augenblicke von uns abzufallen, dann sollst Du bald erfahren, wessen Fähnlein vor Castelbarco erscheint und nicht wieder weicht, so lange ein Stein auf dem andern liegt, und das Feldgeschrei wird heißen... Greif' mich nicht an!“

Der Condottiere fuhr auf, und seine Hand suchte nach dem erzgetriebenen Goldgriff im Gürtel — im nämlichen Augenblicke entstand eine Bewegung unter den Anwesenden: Alle wandten sich der Saalthüre zu, als gelte es, einen Mann von besonderer Bedeutung zu begrüßen, auf den man noch immer gewartet und deshalb mit dem Beginn der Verhandlungen gezögert hatte. „Sie sind's!“ riefen Einige. „Wußten wir doch, — daß sie nicht ausbleiben würden! Die Wolkensteiner kommen!“

Eben kamen die Herren Konrad, Michael und Hans von Wolkenstein, die auf Troßberg, Castelrutt und Aichach saßen, die Stiege herauf — doch war es wohl hauptsächlich Oswald, dem die allgemeine Aufmerksamkeit galt, denn der Ruf seiner kriegerischen Fahrten und Abenteuer war

nicht minder groß und allgemein, als der Ruhm seiner Gelahrtheit und seines Minnesangs.

Sein Erscheinen war auch vollkommen der Theilnahme werth, die es erregte.

Ein eng anschließendes ritterliches Gewand ließ das feine Ebenmaß seines schmächtig aber kraftvoll gebauten Körpers vortheilhaft hervortreten, und der blaue Ueberwurf, der den Hals umschloß, stach nicht unangenehm ab von dem schmalen, fast ganz weißen Barte, welcher das Kinn umrahmte, und dieser trug wieder durch seinen Gegensatz bei, die kräftige Wetterbräune des Gesichts noch anziehender erscheinen zu lassen. Die schief auf dem Haupte sitzende Mütze war mit der Pfauenfeder, dem Abzeichen der Minnesänger, geschmückt; auf der Brust schimmente, aus Silberstreifen gebildet, das weiße Kreuz, das Jeder zu tragen pflegte und berechtigt war, der einen Zug vollbracht hatte in's gelobte Land.

„Gott zum Gruß!“ scholl es den Ankommenden vielstimmig entgegen. „Seid baß willkommen, Ihr Wolkensteiner im Greifennest!“ Oswald hatte die Mütze abgenommen und schwang sie in die Höhe. „Alles Heil — es steht noch gut um das Land Tirol!“ rief er fröhlich. „Ich sehe vor mir einen Wald der herrlichsten Stämme — das Beil wird stumpf werden, das sich an sie wagt! — Gott zum Gruß, Ihr Starkenberger,“ fuhr er fort, indem er umherblickte und den Einzelnen die Hand reichte, „Ihr haltet noch immer brüderlich zusammen, wie Orest und Pylades, wie Castor und Pollux! . . . Du auch hier, Villanders? — Du auch, Sallecker, und wild und feurig wie immer! . . . Sieh' da, Heinrich von Schlandersberg, mein Genoß und Nebenbuhler! Hast Du des Minnesangs nicht vergessen? Wir wollen in die Wette singen, wenn's zur Tafel geht! . . . Und wen erblicken meine Augen? Heinz von Greifenstein [25]), alter Freund und Kämpe . . .

Das ist nicht die kleinste Freude bei meiner Heimkehr, daß es mir vergönnt ist, Euch wieder zu sehen . . ."

„Bei diesem Stück Holz, das mein Auge und mein Fuß geworden ist," rief der Alte, indem er Oswald die zitternde Rechte entgegenstreckte, „ich kenne die Stimme, wenn ich auch den Mund nicht mehr sehe, aus dem sie kommt . . . Baß willkommen! Wunderst Dich wohl ein bischen, daß Du mich noch nicht unter der Erde findest? Das macht die Freude, Oswald . . . mein hohes Alter ist ganz aus Freude zusammengesetzt, und Freude, die macht jung! . . . Wahr ist's . . . wenn ich die Augen zumache, wird man mir den Schild mit den Greifen in die Grube mitgeben, aber ich sehe Namen und Besitz hinter mir in kräftiger Hand . . . sehe eine Schaar tüchtiger Freunde um mich her, und vor Allem, Oswald, ich höre Deine Stimme wieder! Gieb mir die Hand, Vetter Wilhelm . . . Du auch, Ulrich . . . und Du, Oswald, die Deine dazu . . . So haltet fest an einander!" fuhr er fort, die drei Hände zwischen den seinigen vereinend . . . „Starkenberg und Wolkenstein! Der bloße Klang und Sinn dieser Namen macht, daß mir das Herz aufgeht, wie weiland mit achtzehn Jahren, als ich mein erstes Schätzlein sah!"

„Ihr seid auch jung geblieben von innen!" erwiderte Oswald. „Ihr seid wie der feuerspeiende Berg Hekla, den ich auf meinen Fahrten in Island gesehen . . . Eis auf dem Haupte, inwendig aber, im Herzen voll Feuer und Gluth!"

„Gott sei Dank!" rief der Greis, indem er die Krücke wie ein Schwert erhob und sich dafür zur Stütze an Oswald's Arm hing. „Etwas ist noch übrig geblieben von dem alten Heinz! Und sollt' ich etwa heute auf meinem Lotterbettlein lungern und bei einer Versammlung fehlen, wie diese? . . . Wenn ich einmal gar nicht mehr

von der Stelle kann und starr und steif liege, und Ihr mich für todt haltet, dann ruft mir in's Ohr: Auf, alter Heinz, es rührt sich im Land Tirol ... Bleib' ich dann ruhig liegen, dann dürft Ihr das, was Ihr vor Euch seht, getrost verscharren, dann bin ich todt ... so lang' aber noch ein Fünkchen in mir lebt, steh' ich auf um Mitternacht und krieche auf allen Vieren von meinem Lager!"

Die ganze Ritterschaft stand entfernter oder näher um die Sprechenden versammelt; Niemand hatte bemerkt, daß Alphart von Goldegg eingetreten war, erhitzt und über und über von Staub bedeckt, daß wenig mehr von der Zierlichkeit zu sehen war, die ihn sonst kennzeichnete.

Er war zu Wilhelm von Starkenberg getreten und hatte ihn leise berührt; dieser fuhr auf, als er ihn erblickte, und trat rasch und heimlich mit ihm bei Seite.

„Kommst Du endlich?" flüsterte er. „Wie steht's? Wird er erscheinen?"

„Wär' er ein besserer Reiter," erwiderte Alphart ebenso, „müßt' er schier mit mir eingetroffen sein ..."

„Und das Uebrige?"

„Ist besorgt und schon so gut als gethan ... Wenn es gelungen, steigt eine Rauchsäule über dem Ritten auf und giebt das Zeichen ..."

„Gut ... schweige noch über Alles ... es ist Zeit, mit der Beredung anzufangen ..."

Er trat in die Nähe des Tisches mit den Pergamenten und Urkunden und forderte die Anwesenden auf, ihn einige Augenblicke anzuhören. Der kräftige Ton seiner Stimme durchdrang das Stimmengewirr, und bald stand Alles schweigend und horchend in weitem, kunstlosem Kreise geordnet. „Was uns bewogen, edle Landherren, Freunde und Genossen," begann er, „Euch heut' hieher zu uns zu entbieten, ist wohl Keinem ein Geheimniß ... es gilt, uns're Macht, unser Anseh'n im Lande, uns're alten Rechte

zu wahren, die immer mehr bedroht und gefährdet sind!... Es ist, als lebten wir auf einem Grundstück, das zwischen einem Berge und einem wilden Wasser eingekeilt ist ... von unten frißt und spült das Gewässer in der Stille fort und unterwühlt uns den Boden unter den Füßen ... von oben stürzen Muhren und Bergbrüche und vernichten uns! Darum gilt's, vor Allem Wehren an dem Berge anzubringen, daß er nicht mehr verwüsten kann — mit dem Eindämmen des Bachs wollen wir dann schon zu Ende kommen ..."

Lauter Beifall der Meisten unterbrach den Redner, der nach kurzer Unterbrechung fortfuhr, das stete stille Umsichgreifen der herzoglichen Macht zu schildern, und erzählend daran erinnerte, wie Herzog Friedrich seine Stellung als Vogt des Trientiner Hochstifts benutzt, sich in den Streit der rebellischen Bürger gegen ihren Bischof zu mischen, diesen zu verdrängen und zur völligen Abtretung der weltlichen Herrschaft zu zwingen; wie er dann Heinrich von Rottenburg, dem er damals als einem Freunde geschmeichelt, zum Landeshauptmann des eroberten Gebiets bestellt hatte, und wie dieser, als die Bürger sich gegen den zurückgekehrten Bischof abermals empört, sie mit Waffengewalt bezwang und ihrem Anführer Rudolph von Bellinzona den Kopf vor die Füße legen ließ — wie darüber Fehde unter den ehemaligen Freunden begann, und Friedel die Besitzungen des Rottenburgers an sich riß, ihn vertrieb und ihn zwang, in's Elend zu gehen und flüchtig umherzuschweifen.

„Für jede dieser Gewaltthaten," schloß er dann, „hat es ihm nicht an einem Vorwande gefehlt, uns die Hände zu binden und abzuhalten von gemeinsamem Handeln! Der Bischof sollte insgeheim mit Mailand in Verbindung steh'n, der Rottenburger wurde des Einverständnisses mit Baiern bezichtigt ... aber jetzt, nachdem Alles vorüber,

sind die Vorwände gefallen oder durchsichtig geworden, jetzt ist es klar, was er gewollt und auch erreicht hat — die Unterjochung der zwei mächtigsten Landherren an der Etsch! Dasselbe Loos steht nach und nach uns Allen bevor, und weil wir das nicht abwarten wollen, soll die Eintracht unter uns, die bisher meist nur auf dem Papier gestanden, eine wirkliche und wahrhafte werden! ... Das Bündniß des Elephanten soll wieder aufleben, neu und frisch und kräftig, und zum Zeichen dessen soll statt des schwerfälligen Elephanten der rasche, leichtbeflügelte, weitspähende Falke sein Sinnbild sein ... Darum, Ihr edlen Herren, haben wir Euch auf Greifenstein entboten und verhoffen, daß Keiner unter Euch sein wird, der nicht freudig Namen und Insiegel setzte unter den neuen Bundesbrief vom Falken!" [26])

Die Jüngern in der Versammlung und die Männer von stürmischer und erregter Gemüthsart warteten kaum das Ende der Rede ab, um ihre Zustimmung durch lautes Rufen kund zu geben. „Keiner ist unter uns!" rief der Sallecker. „Ein Schelm, wer nicht unterschreiben will!"

„Her mit der Feder!" schrie der Degen Fux — der Liebenberger aber schwenkte den Hut und rief: „Es lebe der Falke! Wir wollen ihn wohl abrichten, daß er nach dem Federchen spürt und auf seinen Fang herabstößt, ihm das Gewaffen in den Leib zu schlagen! Hurrah, die Falken hoch!"

Sie drängten zu dem Tische und wollten unterschreiben, Victor von Firmian aber hatte sich rasch dazwischen geschoben und stand in seinem Kettenpanzer wie eine Wache vor dem Pergament. „Gemach! Gemach!" sagte er mit lauter, aber gelassener Stimme. „Den Schelm mag schlucken, wer ihn ausgebracht — ich sage, bevor ich siegle und zeichne, muß ich wissen, was in der Urkunde steht ..."

„Setzt Ihr Zweifel in mich?“ rief Wilhelm von Starkenberg unmuthig. Salleck und Liebenberg aber unterbrachen ihn wie aus einem Munde: „Wozu Winkelzüge und Weitwendigkeiten? Es ist der alte Bundesbrief, den Jeder kennt! Wollt Ihr Wasser in's Feuer gießen mit solchem Begehr?“

„Immer besser, als Oel darein schütten!“ erwiderte Firmian kaltblütig. „Es soll Einer den Brief nehmen und lesen und soll uns sagen, was er enthält . . . Wie ist's, Prechtl, das wär' ein Amt für Dich; bist ja einmal ein Stück von einem Gelehrten gewesen . . .“

„Oho, verschone mich damit,“ erwiderte der Dicke verlegen, „die Dinge hab' ich längst verschlissen mit meinem Knappen-Wamms. Der Katzensteiner mag eher sein Glück versuchen . . .“ 27)

„Gern,“ erwiderte dieser, „aber meine Augen sind schwach geworden, daß mir die Buchstaben durch einander schwimmen . . .“

Oswald war inzwischen an den Tisch getreten, hatte die Pergamente ergriffen und lesend mit einander verglichen. Wilhelm von Starkenberg war es roth in's Gesicht gestiegen, er hatte darauf gerechnet, daß in der ersten Aufregung unterschrieben und dadurch Mancher mitgerissen werden sollte, den er sehr wohl als einen Schwankenden oder als Zauderer kannte: war das geschehen, so konnte die weitere Beredung unbedenklich folgen — es war dann nicht zu fürchten, daß dann noch Widerstreit entstand: ob willig oder mit Widerstreben, der Mann mußte stehen, wo der Name stand. Dennoch hielt er an sich, um nicht zu reizen und die Aengstlichen noch scheuer zu machen. „Was suchen wir lange?“ rief Firmian wieder. „Ist nicht Oswald von Wolkenstein unter uns? Der ist schriftkundig und auch der Mann, der nichts zusetzt oder behält . . .“

Oswald, wie ohne davon Kunde zu nehmen, sah noch immer in die Blätter; der Starkenberger biß die Zähne zusammen und wechselte bedeutsame Blicke mit Alphart von Goldegg, der neben ihm stand.

„Ihr konntet unbesorgt sein, Freunde," sagte Oswald, „des Starkenbergers Wort bedarf nicht erst der Bestätigung durch das meine ... Der Bundesbrief vom Falken [28]) bestimmt, daß die Genossen ihre guten alten Rechte und Freiheiten, wie sie von Rudolph und Leupold seligen Andenkens verbrieft worden, festhalten und vertheidigen wollen gegen Jedermann — selbst gegen den Herzog! ... Daß sie keine Neuerung dulden und, wo solche versucht und bittliche Vorstellung vergeblich sei, einmüthig zu einander steh'n, mit Glimpf und mit Gewalt ... Keiner soll einem andern Bunde angehören, und eines Jeden Burgen und Festen sollen einem Jeden gemeinsam und offen sein ... Ihr seht, es sind die Worte des alten Bundesbriefes vom Elephanten — neu ist nur, daß es diesmal von Worten zu Thaten kommen soll, und Freund Starkenberg wird nicht anstehen, uns zu erklären, wie das zunächst begonnen werden will ..."

„Das soll gescheh'n," erwiderte dieser. „Herzog Stephan von Baiern ist in's Innthal eingefallen und rückt schon gegen Hall — das Aufgebot, mit unsern Mannen zuzuzieh'n, ist in diesem Augenblicke wohl schon unterwegs — der neue Krieg wird neue Lasten bringen und neue Verwicklungen, die unser Gegner nur zu gut auszubeuten weiß, darum ist meine Meinung, wir wählen Ausschüsser und Vertraute, die senden wir nach Innsbruck, die sollen Herzog Friedrich unsere Bereitwilligkeit anzeigen und ihn zugleich bestimmen, uns die alte Bestätigung zu erneuern ..."

„Und wenn er es nicht thut? Wenn er Ausflüchte sucht und zögert?" fragte Oswald.

„Er wird nicht . . . er kann unsern Zuzug jetzt nicht entbehren und muß sich fügen!“

„Wenn es aber doch geschähe — ein solcher Schritt ist nichts, wenn nicht auch die folgenden vorher bedacht und bestimmt sind . . .“

„Dann senden und sagen wir ihm auf,“ rief Degen Fux, „und werfen uns dem Kaiser in die Arme!“

Oswald sah eine Weile sinnend zu Boden, sein Antlitz war ungewöhnlich ernst geworden. „Gebt mir Vergunst, Ihr Herren,“ sagte er dann, „ich bin zu diesem Tage nicht geladen — als Starkenberg die Boten aussandte, wußte er noch nicht von meiner Rückkehr, aber meine Vettern sind geladen, und ich vermeinte, wo die Wolkensteiner mittagen, dürfe Oswald nicht fehlen . . . ich wollt', ich hätt' es nicht vermeint! Nun, da ich einmal hier bin, muß ich reden und muß fürchten, daß das, was ich spreche, den Meisten übel behagt!“

„Wie, Oswald?“ riefen Starkenberg und Mehrere durch einander, „Du wärst nicht dafür, unser altes Recht zu wahren?“

„Wer sagt das?“ entgegnete er, den Frager mit stolzem Blicke messend. „Verwerf' ich d'rum das Ziel, weil ich den Weg schimpfe, auf dem Ihr es erreichen wollt? . . . Nennt es, wie Ihr wollt, aber mir widerstrebt es, die Noth des Gegners zu benutzen und ihm ein Gelöbniß abzupressen, das er nur mit halbem Herzen und mit Hintergedanken giebt! Mir widerstrebt's, auf mein Recht zu pochen und im nämlichen Augenblicke das des Gegners zu verletzen . . . die Bestätigung, die der Herzog uns bei seiner Ankunft gab, verpflichtet uns, seinem Aufgebot zu folgen und einen Monat lang unentgeltlich Kriegsdienst zu thun . . . warum soll der Herzog das, was unsere Pflicht ist, durch neue Willigung erkaufen? Mit welchem Rechte können wir das fordern?“

„Ich will ein Pfaff' werden," rief Degen Fux, „wenn Ihr in der Fremde Euch nicht auf's Predigen verlegt habt! Wer wird einem Feinde gegenüber so bedenklich sein?"

„Einem Feinde gegenüber?" entgegnete Oswald mit Nachdruck. „Sagtet Ihr nicht, die Baiern sind in's Land gefallen? Gilt da noch ein and'rer Gedanke, als das Land zu vertheidigen? Und der das thun will, den nennt Ihr Euren Feind ... Im bai'rischen Lager, Ihr edlen Herren, da stehen uns're Feinde — der Herzog mag unser Gegner sein, doch niemals unser Feind!"

„Nun, an Dir wenigstens hat er einen sehr warmen Freund!" rief Wilhelm Starkenberg mit einem Anfluge von Spott. „Ich bekenne, daß ich einen solchen auf dem Greifenstein nicht zu finden dachte!"

„Höhne nur!" erwiderte Oswald ruhig. „Hier ist nichts, was Deinen Hohn verdiente. — Ja, ich bin Herzog Friedrich's Freund und sag' es offen! Ich bin eine Weile mit ihm zusammen gewesen am Hofe seines Vaters in Wien ... ich hab' ihn liebgewonnen, und mögen auch schon viele Jahre darüber vergangen sein, mag er vielleicht lang' darauf vergessen haben ... in meinem Herzen hält die Liebe fest, ich denk's ihm noch ..."

„Nun gut! Es soll Euch nicht verwehrt sein, ihn zu lieben!" unterbrach ihn Fux. „Doch And're denken anders, also werdet Ihr Euch wohl entscheiden und eine Wahl treffen müssen zwischen uns und ihm!"

„Ja wohl," fügte Alphart von Goldegg hinzu, der neben Wilhelm längst auf eine Gelegenheit gelauert hatte, seinem Grolle Luft zu machen, „Ihr werdet's erfahren müssen, daß man nicht immer zwei Herren dienen kann ..."

„Wie meint Ihr das?" rief Oswald auffahrend. „Wann hätt' ich das gethan?"

„Das solltet Ihr doch noch wissen, dächt' ich!" war die Antwort. „Mir hat's ein alter Spielmann erzählt,

den ich am Runkelsteiner Wege liegend fand... Ihr seht, ich hatte Recht, daß Schwert und Fiedel sich nicht vertragen!"

„Meint Ihr?" sagte Oswald stolz. „Ich aber meine, Ihr thätet besser, Ihr ließt mich erst mein Lied zu Ende geigen auf der Fiedel! Dann soll Euch auch mein Schwert zu Diensten steh'n, damit Ihr selbst erproben mögt, welchem von den beiden Herren ich am schlechtesten gedient!"

„Und wie lautet das Liedel, damit Oswald von Wolkenstein die Falken kirren will?"

„Es lautet, wie jedes Lied, das zum Herzen dringen soll, so, daß Töne und Worte übereinstimmen, versöhnend und einträchtig — Eintracht und Versöhnung ist es daher, wozu ich rathe. Der unmittelbare Anschluß an's Reich wird nie gelingen, denn Habsburg, wenn auch jetzt zersplittert, wird sich mit Blitzesschnelle zu vereinigter Abwehr zusammen finden ... unsere Ahnen haben sich mit freiem Entschlusse an Habsburg angeschlossen, die Bedingungen wurden festgesetzt, die beiderseitigen Rechte und Verpflichtungen wurden bestimmt ... wenn die Uebereinstimmung der damaligen Zeit nicht mehr besteht, was And'res trägt davon die Schuld, als daß die Zeit eine andere geworden?... Schaut um Euch, Freunde und Genossen! Bis zu diesen Tagen sind wir die Schirmherren, die Vorkämpfer des Landes gewesen, wir haben Gut und Blut im Kampfe dafür hingegeben, haben den schweren Harnisch getragen und zu Wehr und Wacht wie die Adler auf den Felsen gehaust! ... Was sollen Rüstung und Burgmauer, wenn das schwarze Pulver seine Steinkugeln dagegen schleudert... aus der Ferne, wogegen keine Tapferkeit hilft und kein noch so kräftiger Arm? ... Mich gemahnt es, Ihr Freunde, als müßten auch wir Andere werden, sollen die alten Vorrechte begründet sein und uns verbleiben ..."

Er hielt inne, wie eine Erwiderung erwartend; als

keine erfolgte, fuhr er freudiger fort: „Neue Zeit will neues Recht — laßt uns neues Recht schaffen durch neuen Vertrag! Nicht starrsinnig am Alten festhalten, um nicht vom Neuen überholt zu werden! Laßt uns, wenn es sein muß, um Weniges und Kleines nicht markten, um nicht Alles zu verlieren!"

„Das heißt," rief Starkenberg, „wir sollen unser volles altes Recht aufgeben und die Trümmer davon als ein Gnadengeschenk annehmen! Niemals . . . so lange ich die Faust schließen kann!"

„Ich will ein Pfaffe werden," schrie Degen Fux, „wenn ich von meinem guten Rechte so viel abgebe, als ein Haar aus meinem Barte wiegt!"

„Niemals!" riefen der Sallecker, der vom Liebenberg und Andere mit Ungestüm. „Wer erkühnt sich, uns solchen Rath geben zu wollen?!"

„Ich!" erwiderte Oswald mit lauter Stimme, indem er stolz und fest vortrat. „Oswald von Wolkenstein erkühnt sich, zu neuem Vertrage und zur Vermittlung zu rathen! Noch mehr — er trägt sich selbst als diesen Vermittler an! Ich bin Euer Freund — ich bin des Herzogs Freund — und die Sache, die ich führe, ist auch meine eigene . . . darum gebt den Auftrag mir! Ich bin lange und viel in der Fremde gewesen: laßt mich bewähren, daß ich ein echtes Tirolerherz zurückgebracht habe! Mein Leben ist öde und wüst geworden — mein Herz ist verarmt . . . es wieder auszufüllen, es reicher zu machen als vorher, sei diese, sei die schönste Aufgabe mein! Schickt mich nach Innsbruck, ich bringe Euch ein verbessertes altes Recht — ich bringe Frieden mit dem Herzog!"

„Ja, so soll es sein!" riefen Viele in freudiger Bewegung durch einander. „Wir wollen uns vertragen mit dem Herzog! Oswald von Wolkenstein soll unser Sprecher sein!" Es war eine starke Schaar, die sich um Oswald

drängte; nebst dem bequemen Herrn von Kaldöß und dem vorsichtigen Katzensteiner waren es Diejenigen, die von Oswald's warmen Worten gewonnen waren, und die, wie überall, nicht unansehnliche Zahl Derer, welche jeden Ausweg willkommen heißen, wenn er nur den Schritt zu einem entschiedenen Aeußersten erspart. Die Zahl der Widerstrebenden und Unwilligen aber, die, jeder Vermittlung feind, zu Entschluß, That und Gewalt drängten, war nicht minder groß. Sie waren stiller, darum aber nicht weniger entschlossen, und traten zu einer drohend und finster abgeschlossenen Schaar zusammen. „Niemals!" murrte Starkenberg. „Mich verführen die zierlich gesetzten Worte nicht, den Bock zum Gärtner zu machen!"

Der halbblinde Heinz wollte sich eben aus dem Lehnstuhle, in dem er allein saß, aufrichten, um zwischen den Entzweiten die Eintracht wieder herzustellen, als hastige Fußtritte auf der Treppe erklangen, die Thüre aufflog, und Niklas Vintler [29]), der greise Burgherr von Runkelstein, hereinstürmte — bleich und wie außer sich, Haar und Bart in Unordnung, wie bei einem Manne, dem ein plötzliches furchtbares Erlebniß nicht mehr Zeit gelassen, sein Aeußeres zu bedenken.

„Alter Freund, Du bist es?" rief Oswald, ihm entgegen eilend, und führte den vor Erregung Bebenden zu einem Sitze. „Was ist geschehen? Fasse Dich, Mann, und erzähle!"

„Unerhörte Gewaltthat!" rief Vintler mühsam. „Ich bin beschimpft! Vernichtet! Ihr Alle seid es mit mir!"

Neugierig drängten die Ritter sich um den Alten; nur Wilhelm von Starkenberg und Alphart gaben sich Zeichen des geheimen Einverständnisses.

„Euch Allen ist bekannt," fuhr Vintler in unordentlichen Absätzen fort, „wie ich von Herzog Leupold, Herzog Friedrich's Bruder, als er noch Vormund desselben und

des Landes Verwalter gewesen, zum Obersteuereinnehmer des Landes bestellt wurde . . . daß ich hinwieder den herzoglichen Brüdern vieles Geld vorgeschossen, wofür sie Pfandschaft gaben auf ihre Einkünfte und Steuern im Lande . . . Sind doch Wenige unter Euch, die nicht auch Geld dazu gegeben und Theil haben an den Pfandschaften . . . Ihr wißt Alle, daß ich das Geschäft seit Jahren redlich und treu geführt . . . daß mein eig'ner Nutzen mir oft minder gegolten, als der des Herzogs . . . und nun . . . nun traf vor einigen Tagen ein Bote desselben ein, der mich an's Hoflager nach Innsbruck beschied . . . ich sollte kommen, Rechnung abzulegen, und alle Pfandschaften, so in meinen Händen seien, an den Herzog abliefern . . ."

„Was? die Pfandschaften?" riefen Einige. „Die Verschreibungen, die ihm nicht gehören?"

„Warum nicht?" lachte der Sallecker. „Der Vintler ist eben der nächste fette Bissen, den er sich erkiest! Ihr habt doch den Boten abgefertigt nach Gebühr?"

„Ich hieß ihn meinen Burgfrieden meiden . . . Er solle seinem Herrn berichten, sagt' ich ihm, ich habe meine Bestallung von seinem Bruder, Herzog Leupold, nicht von ihm: — der habe kraft offener Urkund' und im Vertrauen auf meine langjährige Redlichkeit mich von aller Rechnung gefreit ... die Pfandschaften aber seien nicht des Herzogs, sondern seiner Gläubiger, sie ständen ihm aber zu Befehl, sobald er nur die Summen zurückbezahlen wolle, für die er die Pfande gegeben ... Da — heute vor einer Stunde wird mir der Befehl ... ich sei meines Amtes entsetzt, und so ich bis zum nächsten Neumond mich nicht fügen wollt' in das Begehren des Herzogs, woll' er mir ungnädig sein und mich richten lassen als einen Missethäter! Mir das!" fuhr Vintler schmerzlich fort, indeß die Stimmen der Andern durch einander zu brausen begannen. „Darf ein

Mensch, und trüg' er zehnmal einen Herzogshut, solche Schmach häufen auf ein in Ehren ergrautes, auf ein ritterliches Haupt? Ein Missethäter! Das ist der Lohn der langen Treue und Ergebenheit? Ich bin beschimpft, und Ihr Alle seid es mit, wenn Ihr mir nicht beisteht . . . Ihr seid mitgefährdet!"

„Das darf nicht sein!" rief es durch einander. „Die Pfandbriefe dürfen nicht in des Herzogs Hände fallen!"

„Diesmal habt Ihr Recht, Freunde und Genossen," rief Starkenberg und trat, den Augenblick wahrnehmend, in die Mitte. „Sie dürfen nicht in seine Hände kommen . . . die Summen, die wir Alle darauf geliehen, wären bedroht, wo nicht verloren, und Mancher von uns um all' seine Habe gebracht . . . und wär' auch das nicht . . . mit Vintler, seinem Einnehmer, hat er verkehrt, durch den empfing er das Geld, mit dem allein hat er zu thun . . . Wozu braucht er zu wissen, wie das Geld zusammen kam, und wer sich in die Pfandschaften theilt? Es ist klar — er will nur das erfahren, um dann den Einzelnen mürbe zu machen, bis Jeder froh wäre, eines solchen Schuldners ledig zu werden! — Aber wie ist hier zu helfen? . . . Die Drohung mit dem Gericht ist ein Luftstreich — noch gilt das alte Recht, noch kann ein Tiroler Landherr von Niemand gerichtet werden, als von Seinesgleichen! Nein, Herr Vintler, nicht vor einem Urtheile des Herzogs habt Ihr zu bangen, wohl aber vor einem Gewaltstreiche! Wie, wenn er plötzlich, heimlich, mitten in der Nacht einen Heerhaufen schickte, ließe den Runkelstein überfallen, Euch hinwegschleppen und all' die Pfandschaften mit?"

„Sollt' er dessen sich erkühnen?" rief Vintler hastig.

„Wer soll ihn hindern, falls Ihr es nicht schon selbst gethan! — Sagt an, ist Euer Runkelstein fest? Ist er in wehrhaftem Zustande, bemannt und wohl mit Vorräthen versehen, daß er Sturm und Belagerung trotzen kann?"

„Ich bin ein Mann des Friedens,“ entgegnete Vintler, „meine Burg ist ein friedlich Haus und nicht eingerichtet gegen Gewalt und Hinterlist!“

„Wie wollt Ihr also, daß wir Euch helfen sollen? Können wir, was Ihr versäumt habt, über Nacht einholen?“

„Wer weiß auch, ob es so gefährlich wird!“ schaltete der Goldegger ein. „Vielleicht laufen die Herzoglichen davon, wenn sie die angemalten Hexen und Unholde sehen!“

„Wie?“ rief Vintler aufwallend. „Habt Ihr sonst nichts für mich als Spott? Wißt Ihr mir nichts zu sagen, als ‚Hilf Dir selbst!‘? — Gut denn, so will ich mir selber helfen — mein Friede mit dem Herzog wird rasch gemacht sein!“ Ungestüm wandte er sich gegen den Eingang, allein schon hatte Starkenberg ihn am Arme gefaßt und hielt ihn zurück.

„Halt, Herr Vintler!“ sagte er. „Wer sagt Euch, daß wir spotten? Ihr habt Euch immer von uns etwas fern gehalten — darum mußtet Ihr erst fühlen, was Ihr vermögt, ohne uns und ... für Euch allein. — Ihr Alle mußtet erkennen, was diesem Gegner gegenüber Worte und Verhandlungen bedeuten, und um wie viel eine kühne That mehr werth gilt, als die zierlichste Rede ... Aber seid getrost, Vintler! Beruhigt Euch Alle — die Gefahr ist schon beseitigt. Ein guter Freund am Innsbrucker Hoflager hat mir von dem Vorhaben des Herzogs Kunde gegeben — er wollte wirklich den Runkelstein überfallen und Euch aufheben ... aber ich habe ihm bereits einen Riegel vorgeschoben!“

„Was soll das heißen?“ fragte Vintler gespannt.

„Seht dort hinüber!“ entgegnete Starkenberg, ihn zum Fenster führend. „Seht Ihr die Rauchsäule, die dort über den Ritten hin aufsteigt? Die verkündet, daß

Ihr nicht mehr Herr auf dem Runkelstein seid . . . Unmittelbar nach Eurem Abgange ließ ich ihn durch meine Reisigen überfallen und besetzen, alle Eure Papiere und Pfandschaften werden unbeschädigt hieher gebracht, Ihr selbst bleibt hier, und wenn's den Herzog noch lüstet, die Sprenkel zuzuziehen, findet er den Goldvogel ausgeflogen und nichts als ein leeres Nest!“

Vintler vermochte kein Wort zu erwidern; er war noch bleicher und verstörter als vorher und rang nach Athem. „Was?“ stieß er endlich hervor. „Meine Burg überfallen? Heimlich? Ohne mir Fehde anzusagen? Das ist Räuberbrauch!“

„Tod Gottes,“ rief der Starkenberger entgegen, „legt Eurer Zunge Zaum und Gebiß an, sonst sollt Ihr mir an dem Räuber zu würgen bekommen! Was scheltet Ihr? Zu Eurem und Aller Besten geschah, was ich gethan!“

„Aber ohne mich, ohne meinen Willen!“ rief Vintler. „Trag' ich darum weißes Haar, daß man mit mir und meiner Habe schaltet, wie mit der eines Kindes, das einen Vormund braucht?“

„Ereifert Euch doch nicht,“ höhnte der Goldegger. „Den Knechten ist auf's Strengste eingeschärft, an Euren kostbaren Malereien ja nichts zu verderben!“

„Elender Spötter,“ rief der Greis erglühend. „Spötter über Dinge, die in Deinen Kopf so wenig passen, als in Dein leeres Herz — fort von mir! Fort von mir, Ihr Alle! Du aber, Starkenberg, gieb mir mein Eigenthum zurück! In diesem Augenblicke — vor diesen Zeugen allen gieb es mir zurück, oder ich ziehe das Schwert und schlage an Dein Wappenschild und entehre es für alle Zeit!“

Das Schwert des Zürnenden flog aus der Scheide — das des Starkenbergers blitzte entgegen, im nächsten Augenblicke waren alle Klingen bloß — mit Oswald und Star-

kenberg an der Spitze standen die Parteien kampfbereit sich gegenüber.

... Da verstummte der Lärm, wie auf einen Zauberschlag: wie auf Befehl wichen die Streitenden zurück, daß sich ein gegen den Eingang geöffneter Halbkreis bildete. Schweigend, die Versammlung mit finstern Blicken musternd, stand in der Pforte eine hohe, verschleierte, in tiefe Trauer gekleidete Frauengestalt.

Geflüster flog durch den Saal.

„Gottes Tod," rief Wilhelm von Starkenberg, der Frau entgegentretend, „seid Ihr es, edle Frau, Heinrich's von Rottenburg ritterliche Gemahlin? Was führt Euch hieher, und wem gilt diese Trauer?"

„Ich bin es," erwiderte die Frau, „meine Trauer gilt einem Todten, den ich vor wenig Stunden in die Gruft gesenkt ... hieher aber führt mich das Verlangen, Euch meinen Schmerz in's Gesicht zu schleudern und meinen Grimm! ... Versammelt Ihr Euch noch? Wagt Ihr es noch, Euch zu versammeln, wo Er fehlt, und ein Schwert zu zücken ohne Ihn?"

„Bedenkt edle Frau, daß Eure Worte uns unbegreiflich sind! Sagt, wer es ist, den Ihr betrauert?"

Die Frau schlug den Schleier zurück und zeigte ein kummerbleiches Angesicht, mit thränengerötheten Augen und von leicht ergrauenden Locken umfaßt. „Muß ich ihn erst noch nennen?" rief sie schmerzlich. „Thut, wie ich gesagt — steckt Eure Schwerter ein — der Todte ist Heinrich von Rottenburg!" 30)

„Edle Frau," sagte Oswald vortretend, „blickt umher in diesem Kreise ... Ihr begegnet Schrecken und Mitleiden auf jedem Antlitz ... aber sagt in Wahrheit, wie sollte Heinrich von Rottenburg dahin sein in der Fülle der Kraft?"

„Dahin ..." klagte die Trauernde, „wie Ihr da-

steht in der Fülle Eurer Schmach! Dahin — wie ich bald sein werde in der Fülle meines Leids! Wisset denn . . . auf seiner Flucht hatte er eine Stätte in Baiern gefunden, mit dem Heere Herzog Stephan's war er zurückgekehrt und hat sich heimlich in's Land gewagt . . ."

„So hat uns das Gerücht erzählt!"

„Sieh' doch, wie dienstfertig das Gerücht ist! Aber daß er erkannt, verrathen und von Herzog Friedrich gefangen gesetzt wurde... das verschwieg Euch das Gerücht... nicht wahr? Freilich wohl, nicht Ihr seid anzuklagen, wenn Ihr ihm nicht geholfen . . . das elende Gerücht hat es verschuldet!"

„Gottes Tod!" rief Starkenberg. „Wir hören die Botschaft von Euch zum erstenmal!"

„Nun denn — so hört auch das Ende der Botschaft von mir, . . . daß der Herzog ihn vor Gericht gestellt..."

„Unmöglich! Wo hätte er die Mannen gefunden, über ihn zu richten?"

„Er bedurfte sie nicht — in Sachen seiner Unterthanen gegen ihn, so sagt' er, wolle er allein der Richter sein, und stellte ihn vor seine Commissarien und Räthe..."

„Und was that Heinrich?" rief der Sallecker losbrechend. „Warum sandt' er nicht zu uns, ihm zu helfen?"

Die Gräfin sah ihn mit einem vernichtenden Blicke an. „Weil er Euch kannte," sagte sie dann hart, „weil er das Zaudern und die Uneinigkeit kannte, die ihn schon einmal in's Verderben gestürzt . . . Er sah, daß er verloren war, d'rum schwur er Urfehde, um seine Freiheit wieder zu erlangen — und unterwarf sich dem Herzog..."

„Unterwarf sich? Das vermochte Heinrich von Rottenburg?"

„Ja — und als er frei war, vermocht' er auch, von der Freiheit den Gebrauch zu machen, der allein seiner würdig

war . . . Er rief mich zu sich . . . ich geleitete ihn still und unbemerkt auf die Leuchtenburg, die man uns gelassen . . . und den Willkommbecher in seinem Stammschlosse würzt' er sich selber mit dem Tode . . ."

„Entsetzlich . . ." tönte es von den Lippen Mehrerer. „Er war ein Mann," sagte Oswald halblaut, „und blieb es bis an's Ende!"

„Ja, das war er," rief Starkenberg stürmisch, „und des Namens unwerth ist, wer jetzt noch von Unterhandeln spricht! Nichts mehr jetzt von Gesandtschaft an den Herzog . . . Kampf, rufe ich, offener Kampf! Der bai'rische Krieg giebt die beste Gelegenheit . . . Seid getrost, edle Frau, Heinrich von Rottenburg soll volle Rache werden!"

„Laßt ihn in seinem Grabe ruhen," sagte die Frau und schüttelte unwillig das Haupt, „er ist zu groß für Eure Rache, die der fremden Krücke bedarf! Der Krieg, auf den Ihr rechnet, ist zu Ende . . . Stephan von Baiern ist todt, und sein Sohn, der bärtige Ludwig, hat Frieden mit dem Herzog . . . Geht aus einander, sag' ich Euch! Was säumt Ihr noch? Geht, unterwerft Euch auch — dann aber lebt! In Erniedrigung und Unbedeutenheit lebt — nichts sollt Ihr mit ihm gemeinsam haben, auch im Tode!"

Sie wandte sich und schritt unangehalten durch die lautlose, von Staunen, Schrecken und Grimm gebannte Versammlung zur Pforte.

„Oswald . . ." ertönte endlich eine Stimme durch das Schweigen: es war die des greisen, halberblindeten Heinz von Greifenstein, der sich mühsam in die Mitte der Anwesenden tastete. „Oswald . . ." rief er nochmal . . . „gieb mir Deine Hand . . . Vetter Starkenberg, reich' mir die Deine . . . hört mich und laßt mich diese Hände in einander legen . . sie gehören zusammen! Hört mich, Ihr Alle . . . den Aeltesten von Euch . . . und laßt nicht darum mich so alt geworden sein, um noch den Fall der

edlen Häuser an der Etsch zu erleben! . . . Das Ende des Rottenburgers, die Bedrohung Vintler's zeigen, was unser wartet . . . das Ende des bai'rischen Krieges sagt uns, daß mit Trutzen und Drohen jetzt nichts zu erreichen ist . . . folgt meinem Rathe! Laßt mich noch hören, daß auf dem alten Greifenstein der Hader unter uns zum Ende kam . . . laßt den Falkenbund rasch geschlossen sein und keinen Namen auf dem Pergamente fehlen: eh' er aber den Weg der That und Gewalt beschreitet, sei noch einmal der Weg der Güte versucht, und Oswald von Wolkenstein soll der Sprecher des Bundes sein!"

„Es sei so," rief Firmian mit Vielen und setzte zuerst sein Zeichen unter die Urkunde. Die Meisten folgten; Starkenberg hielt das Ungestüm des Salleckers, der Einspruch thun wollte, zurück . . . „Halt' an Dich," flüsterte er ihm zu, „Du siehst, uns're Zahl ist die geringere . . . wir schweigen, aber wir wollen den Sprecher begleiten und selbst die Augen offen haben!"

Sie traten hinzu und setzten ihre Namen zu den andern unter den Bundesbrief vom Falken.

Fünftes Capitel.

Der Landesherr.

Es dämmerte schon stark, obwohl es noch früh am Tage war, aber im untern Innthale pflegt der Winter streng und unerbittlich einzukehren, und von den Höttinger Bergen und der Frau Hütt, die schon ihren Schneemantel umgethan hatte, wehte es eisig kalt über die Dächer herein

auf den Innsbrucker Stadtplatz. Dennoch war es auf demselben und in den anstoßenden Gäßchen noch belebt wie am Tage, denn es galt, ein Fest und einen fürstlichen Aufzug zu schauen, und für derlei gab es in der damals noch von Wällen und Gräben eingezwängten Tiroler Hauptstadt keinen andern Raum, als zwischen der neu gebauten herzoglichen Burg und dem schrägüber stehenden Rathhause mit seinem wunderlich geformten Thurme.

Bis gegen die Ottoburg und das Innbrückenthor hinan und aufwärts bis zu dem jetzt in die Neustadt führenden Thorbogen standen die auserlesensten Reisigen Erzherzog Friedrich's von Oesterreich, des Tiroler Grafen, die Büchsenschützen, und hielten die Mitte der Straße frei; wilde, kräftige Gestalten im Brust- und Rückenharnisch, den schweren Eisenhut auf dem Kopfe, auf der Schulter die schwerfällige Handbüchse mit weitem Zündloche, und in der Hand einen tüchtigen Spieß, um welchen die Lunte gewickelt war, um das plumpe Gewehr gleich losbrennen zu können, das auf dem Marsche den Schützen nachgefahren wurde, bei festlichen Anlässen aber als eine neue und kostbare Waffe zu Staat und Prunk dienen mußte.

Hinter den Kriegern schob und drängte sich das neugierige Volk: die Bürger der Stadt mit ihren Töchtern und Frauen und die aus der nächsten Umgebung herbeigeströmten Landleute; Plaudern und Lachen wechselte mit Wortgefecht und Zank, wenn etwa irgend ein derber Stubayer oder Pusterer den Versuch machen wollte, sich mit seinen Ellbogen auf Kosten Anderer einen Platz in der vordersten Reihe zu erobern. Die Schützen hatten vollauf abzuwehren, die Straße frei zu halten, und wo ihre Ueberredung nicht ausreichte, nahmen sie wohl auch zu andern Mitteln ihre Zuflucht, um zu beweisen, daß mit den Waffen auch das Recht in ihren Händen war.

Von Zeit zu Zeit erhellte sich die von dem schwarz-

rothen Qualm einiger Pechpfannen nur düster und unstät erleuchtete Gasse, denn unter dem Vortritte ihrer Fackelträger kamen nach und nach die Stadträthe und Bürgermeister, oder die Adelsgeschlechter aus der Stadt und den umliegenden Burgen von ihren Behausungen oder Herbergen herangeschritten, alle im höchsten Staate, daß die Perlen, Steine und Kleinodien, die sie zu Schmuck und Geschmeide trugen, in dem wehenden Fackelscheine nur desto verlockender erglänzten.

„Wer sind diese?“ flüsterte es fragend durch die Menge, als einige Männer in reicher, ritterlicher Festtracht vorüberschritten. „Kennt Ihr die finstern drohenden Köpfe nicht?“ flüsterte Einer entgegen. „Das sind die Adelshäupter aus dem Etschland — werden wohl über den Brenner herüber gekommen sein, dem Herzog zu huldigen . . .“

„Huldigen? Warum nicht gar!“ erwiderte ein Innsbrucker Bürger, den die geschwärzten Hände als Blechschmied bezeichneten. „Wird wohl 'was Anderes sein, was sie mitten im Winter nach Innsbruck führt. Gehuldigt haben sie schon lang' . . . seht Ihr den Großen dort, der jetzt unter den Bogengang tritt und um einen ganzen Helm über die Andern emporragt? Den mit dem goldeingelegten Stahlharnisch? Das ist der Starkenberg! Den Stahlharnisch hab' ich ihm gemacht, und der Stahlharnisch könnt' es auch erzählen, — der war damals dabei, wie Herzog Friedel gehuldigt wurde ... Weiß doch Jeder, wie lang' Streit und Hader gewesen unter den Söhnen Herzog Leopold's, der bei Sempach gefallen, bis sie sich zur Theilung entschlossen, und unser Herzog Friedel Tirol bekam und die Lande alle vor dem Arlberg. Hatte zu selbiger Zeit ein Geschäft in Meran und hab' es mit eigenen Augen gesehen, wie die Mannen vom Etschland, die Herren und die Städte und die aus den Gemeinen und Thälern,

den Herzog feierlich hinauf führten nach Schloß Tirol, damit er davon Besitz nehmen konnte, denn das ist uraltes Recht — nur wer das Schloß Tirol besitzt, ist Herr im Lande!"

„Ihr habt ganz Recht, Nachbar!" erwiderte ein Anderer, an welchem das feine Camelot-Tuch und der Schnitt des Wammses den Kaufmann erkennen ließen. „Wird wohl 'was Anderes sein, was die edlen Herren in's Innthal herausführt, und schwerlich 'was Gutes — mich dünkt, sie machen schier bedenkliche Gesichter! . . . Gott verzeih' mir die Sünde, aber ich kann es nicht ausstehen, das hochmüthige Volk, das auf seinen Burgen sitzt, nur um das Land und den Herzog zu plagen! . . . Im Vintschgau, an der Etsch, am Eisack, in jedem Thal kann man keine hundert Schritte thun, daß nicht von den Felsen ein solches Nest heruntergloßt wie ein Raubvogel!"

„Ja, wenn's beim Glotzen bliebe!" lachte der Harnischmacher. „Aber es heißt, sie stoßen auch herunter, wie die Raubvögel, und was sie erhaschen können, das packen sie mit ihren Krallen und tragen's fort [31])!"

„Ich hab's gespürt," sagte der Kaufmann. „Zog vor ein paar Jahren von Verona heraus mit zwei Saumthieren, schwer beladen mit Goldwaaren und Glas aus Venedig; ich hatte herzoglich Geleit und kam wohlbehalten bis Mori — da war eben die Fehde mit dem Trientiner Bischof, und eh' ich mir's versah, hatt' mich eine Schaar Rottenburgischer Knechte umringt! Die zerrissen lachend des Herzogs Geleitsbrief, warfen mir die Fetzen in's Gesicht und durchstöberten meine Saumladung, von der mir zuletzt nichts übrig blieb als Scherben. Meine feinen Kettlein banden sie sich um ihre dicken Schurkenhälse und versuchten es, die Ringe an ihre groben Finger zu zwängen . . . Gott verzeih' mir die Sünde! Hätte Her-

zog Friedel nur ein halbes Jahr meinen Sinn — er würde aufräumen unter diesen Herren!“

„Wer weiß, was wir noch erleben!“ rief der Harnischmacher. „Man erzählt allerlei wunderbare Dinge, und über den Rottenburger ist er doch schon Meister geworden . . . der Krieg ist auch aus, da hat er die Hände frei und kann sie gebrauchen!“

„Ist es denn auch gewiß, daß der Krieg zu Ende ist? Hieß es doch, die Baiern seien schon über Hall herein und rückten bald anf Innsbruck los?“

„Es ist so — sie hatten schon die Salzröhren in Hall ausgehoben und zerstört, da starb der alte Herzog von Ingolstadt, der junge aber will von dem Kriege nichts wissen, er bot die Hand zum Frieden und kam selber nach Innsbruck, und das Bankett, das heut' stattfindet, wird nur ihm zu Ehren gegeben . . .“

„Und wenn mich der Fackelschein nicht täuscht,“ rief der Kaufmann wieder, „so kommen dort Wappner mit den weißen und blauen Rauten um die Ecke . . . das sind die Baiern, und der unter den Rittern vorangeht, der mit dem mächtigen schwarzen Barte und dem aufsteigenden Löwen auf dem Wamms, das wird der Herzog Ludwig sein . . . Nun da weiß man doch,“ fuhr er leiser fort und zog, da die Bezeichneten eben vorüberschritten, mit den Andern ehrerbietig die Mütze, „warum sie den Herrn den Gebarteten heißen! Ein feiner, stattlicher Herr! — dünkt mich aber ein bischen wild zu sein, und daß er in Frankreich gewesen, sieht man ihm an, — einen solchen Perlenrock kriegt man nur in Paris zu sehen, das weiß unser Einer, der . . .“

Eine Fanfare von Zinken, Posaunen und Heerpauken begrüßte von oben herab den baierischen Fürsten, als er die Bogenhalle vor dem Rathhause betrat, und unterbrach den Redseligen, der eben beginnen wollte, von seinen Rei-

sen zu berichten. Das Gespräch war aus, denn die Stunde des Festbeginns rückte immer näher, immer zahlreicher und glänzender kamen die Gäste heran, und es gab so viel für die Augen zu thun, daß der Mund darüber Feierabend bekam.

„Es dauert lange, Vater," sagte, als ein kleiner Zwischenraum eintrat, ein tief in ein großes Umschlagtuch eingehülltes Mädchen zu dem neben ihm stehenden Bauersmanne, der in seinem leichten Lodenrocke mit bloßem Halse und unbedeckten Knieen dastand und nichts von der steigenden Kälte zu bemerken schien, die schon den Hauch vor dem Munde verdichtete und Haare und Kleider zu bereifen begann. Es war das bleiche Moidele von Rofen mit ihrem Vater. „Vater, wollen wir nit gehen?" begann sie wieder, da er die erste Rede nicht gehört zu haben schien, „es ist so viel kalt . . ."

„Kalt?" erwiderte der Bauer. „Bist doch aus dem Oetzthal daheim und an eine ganz andere Kälte gewöhnt . . . müßtest Dich ja schämen, wenn Dich schon frieren thät' bei dem Brösele . . ."

„Es friert mich auch nit von außen," sagte Moidele wie zusammenschauernd; „aber von inwendig ist's mir so kalt und völlig wundersam . . . Hätt'st mir folgen sollen, Vater — hätten nit herein gesollt nach Innsbruck . . ."

„Mach' mir keine Flausen . . . hab' ich denn nit gemußt? In Sterzing haben wir erfahren, daß meines Vaters Bruder, der geistlich' Herr, im Sterben liegt — er ist aber so ein viel guter Herr mit uns g'wesen — hätt' ich ihn nit besuchen sollen, da wir einmal so nah' gewesen sind?"

Das Mädchen wußte nichts dagegen zu erwidern; sie blickte nur vor sich hin, als hinge ihr Auge an Dingen, die nur ihr allein sichtbar seien. „Wenn nur die Ahnun-

gen nit wären," flüsterte sie, wie in sich hinein, „aber Du weißt, Vater, wie mir oft so besonders wird . . ."

„Leider Gottes," sagte der Rofner mit kurzem Seitenblicke auf das Mädchen. „Deine Mutter selig ist auch damit behaftet gewesen, und Du hättest es justement nit zu erben gebraucht . . . Aber es kann jetzt nimmer lang' dauern, er muß bald kommen, und weil ich doch einmal in Innsbruck bin und die Gelegenheit hab', will ich nit fort, bevor ich den Herzog Friedel gesehen hab' . . ."

Dieser schritt in seinem Gemache in der neu erbauten Hofburg hin und wieder und schien, obwohl schon vollständig zum Feste gerüstet, doch völlig darauf vergessen zu haben, daß dasselbe beginnen sollte, und nur auf sein Erscheinen gewartet werde. Die Burg war wohl nur ein schmales, nicht eben prachtvolles Gebäude mit vorspringendem Erker, aber die innern Räume waren bequem und wohnlich, und besonders das Gemach des Herzogs war mit Allem ausgestattet, was Kunst und Handwerk damaliger Zeit an Schmuck und Bequemlichkeit hervorzubringen vermochten. Das Holzgetäfel der Decke war mit zierlichem Maßwerk und reicher Vergoldung geschmückt, an den Wänden waren buntgewirkte Teppiche wie Gemälde aufgespannt, von den Thürgerüsten und den Fensternischen fielen faltige Seidenvorhänge herab, und die sechsarmige Lampe, welche in der Mitte des Gemachs herabging, warf ihr volles Licht auf den mit Schriften bedeckten Tisch, die daneben stehenden Sammetstühle mit den hohen steifen Lehnen und auf das Wappenschild, das an dem riesigen, kunstvoll gefügten Ofen die Farben und Zeichen von Habsburg und Tirol vereinigt zeigte.

Am Tische selbst stand ein ganz schwarzgekleideter Mann mit etwas fahlem, spitzigem Gesichte und aschenblonden Haaren, die in schlichten, feuchten Strähnen auf einen langen magern Hals und die umgelegte Spitzenkrause

herabhingen. Er hielt sich über den Tisch gebeugt und schien eifrig in einem Pergamente zu lesen. Seitwärts von ihm stand Doctor Kraigius, der rechtsgelehrte Rath, und zupfte sich wie ungeduldig die Aermelkrause zurecht.

Vor einem kleinen Wandtischlein, auf welches der hellere Schein von ein paar Wandleuchtern fiel, stand der Herzog selbst mit zwei kriegerisch aussehenden Männern und betrachtete eine auf dem Tische liegende Handbüchse; ein kleiner Mann mit trutzigem, verschmitztem Gesichte und einem starken Höckeransatz auf dem Rücken war eifrig darüber, etwas an der Büchse zu erklären. Es war Abraham von Memmingen, des Herzogs Stück- und Büchsenmeister, berühmt durch seine Geschicklichkeit und Erfindungsgabe in der damals neu entstandenen Kunde der Feuergeschütze. Die beiden Ritter waren Hans von Dießenhoven, genannt Molly, und sein jüngerer Schwestersohn Hans von Müllinen, Habsburg vor Allem ergeben, wie schon sein Vater es gewesen, der mit Herzog Leupold unter den Morgensternen der Schweizer bei Sempach gefallen war. Die beiden Männer glichen sich, wie sich Frühling und Herbst einer anmuthigen Gegend gleichen; Dießenhoven war ein stattlicher Baum, der seine Früchte getragen und sein welkendes Laub zu verstreuen beginnt, Müllinen der junge Stamm, mit den ersten verheißenden Blüthen geschmückt [32]).

Die bedeutendste Gestalt unter den Anwesenden war jedenfalls der Herzog selbst; hoch und schlank gewachsen, von edler Haltung und anmuthiger Geberde, in dem schönen, kraftvollen Alter, in welchem der Mann auf der Höhe vollendeter Reife angelangt ist. Der Kopf, den er meist wie sinnend etwas vorgeneigt trug, war von langem, hellbraunem Lockenhaar umgeben, neben der kräftig gebogenen Adlernase strahlten blaue Augen mit frischem und doch etwas träumerisch weichmüthigem Ausdrucke, um die feinen

Lippen zog sich der Bart zu Kinn und Wangen hin und fiel wohlgepflegt bis auf das weiße Wamms herab. Ein rothes Unterkleid half dazu, die habsburgischen Hausfarben herzustellen, ein mit Hermelin verbrämter Purpurmantel hing leicht um die Schultern, und auf das Haupt war eine Mütze von gleicher Farbe gedrückt, mit einem Aufschlage desselben Pelzwerks verbrämt und von einem kostbaren Kleinod gehalten, einen Pfau darstellend, dessen Schweifrad, aus Edelsteinen gefügt, in allen Farben des Regenbogens schimmerte und blitzte [33]).

„Vortrefflich, Meister Abraham," sagte Dießenhoven, indem er dem Stückmeister auf die Schulter klopfte, „das ist ein guter Einfall, daß der Schütz nicht immer die Lunte mit der Hand an das Zündloch hinhalten muß . . . das Luntenschloß hier mit dem Bügel wird machen, daß man um zehnmal öfter losschießen kann!"

„Trefflich, in der That!" sagte der Herzog und rief dann den Herren am Tische zu: „Habt immerhin Geduld, Ihr Herren dort von der Feder! In einer Zeit wie diese haben die Männer des Kriegs vor denen des Friedens den Vorrang — ihre Stimme ist lauter, und die Buchstaben, die sie schreiben, sind auch leserlicher und unzweideutiger als die Euren! . . . Mir gefällt Euer Luntenschloß sehr, Stückmeister," fuhr er dann, wieder gegen diesen gewendet, fort, „mein Kämmerer soll Euch auszahlen, was Ihr braucht, um einmal zum Versuch zehn von meinen Handschützen solche Schlösser an ihre Büchsen zu machen . . . noch mehr aber gefällt mir, was Ihr von den Eisenkugeln gesagt habt, die Ihr statt der steinernen aus den Karrenbüchsen feuern wollt! Glaubt Ihr wohl, daß solch' eine Kugel eine Mauer niederwerfen wird?"

„Das glaub' ich gewiß, gnädigster Herr," erwiderte Abraham, „und was der ersten nicht ganz gelingt, vollbringt die zweite und dritte desto sicherer . . . So Ihr

mir Erz genug gebt, will ich Euch Stückrohre gießen, die sollen die Kugeln weiter schleudern, als schier die Augen reichen!“

„Seht, daß Ihr nicht zu viel versprecht, Meister,“ sagte der Herzog, „ich will zufrieden sein, wenn Ihr immer dasjenige Ziel trefft, das ich Euch vor Augen stelle . . . Wenn es nun gelten sollte, ein Bergschloß vom Thal aus zu beschießen?“

„Ich denk' es wohl zu machen, gnädigster Herr,“ antwortete Abraham nachdenklich, „. . . freilich käme viel auf die Lage an. Wenn Ihr ein Beispiel sagen wolltet . . .“

„Nun denn — weil Ihr selbst ein Beispiel verlangt,“ rief Friedrich etwas zögernd, „doch soll es nur ein Beispiel sein . . . Ihr kennt den Greifenstein im Bozner Grunde? Wie . . . wenn es diesem gelten sollte?“

Die Miene des Stückmeisters war etwas bedenklich geworden. „Ein Satans-Nest, gnädigster Herr,“ sagte er, „Ihr nehmt's nicht eben leicht mit den Proben und Beispielen . . . aber ich denk' es doch zu machen, und sollten die Rohre nicht hinaufreichen, oder die Kugeln matt werden . . . dann weiß der Abraham noch allerlei Künste, mit Pulver ein Gemäuer in seinem Grunde zu erschüttern . . .“

„Gut, gut!“ rief der Herzog mit wohlgefälligem Nicken. „Wir wollen Euch daran erinnern! Jetzt mögt Ihr immerhin gehen, Stückmeister, Eure Luntenbüchse mitnehmen und Euch den Abend auf unsere Kosten gütlich thun . . . Küche und Keller sollen Euch offen sein . . . [34])“

Der Meister zuckte die Achseln, daß sein Höcker noch unförmlicher hervortrat, und über sein unfreundliches Antlitz zuckte etwas wie ein Lächeln der Verachtung. „Ihr kennt den Meister nicht, durchlauchtigster Herr,“ sagte Dießenhoven, wie um ihn der Antwort zu überheben.

„Er liebt die Freuden der Tafel nicht, und wenn Andere sich beim Becher erfreuen, sitzt er in seinem einsamen Gemach und brütet und sinnt hinter verschlossenen Thüren, seine Geschosse immer mörderischer zu machen!“

„Das solltet Ihr nicht, Meister,“ rief der Erzherzog froh, indeß man von der Straße herauf eine lustige Fanfare schmettern hörte. „Freude thut dem Menschen noth, wie Regen der Erde, oder wie ein Tropfen Oel den Spannfedern meiner Armbrust — der Boden würde sonst vertrocknen, der Stahl erlahmen . . . Euer Geschäft ist ohnehin traurig genug . . . kommt mit zum Feste, Meister, und seid mein Gast!“

„Ihr sagt ganz recht, durchlauchtigster Herr,“ sagte Abraham mit finsterer Miene, „Freude thut dem Menschen noth . . . ich weiß das auch, ich hab's erfahren, ich . . .“ Er hielt inne, wie um nicht zu viel zu sagen, dann raffte er seine Büchse auf . . . „Es ist mancherlei Ding, das dem Menschen zur Freude dient,“ rief er — „besser, Ihr laßt mich in meinem versperrten Gemach, bei meinen Geschossen und bei meiner Freude . . .“ und verschwand hastig in den Falten des Thürvorhangs.

„Sonderbarer Kauz!“ sagte der Herzog lachend. „Es ist, als ob es ihm ein Vergnügen machte, recht mörderische Waffen auszusinnen! Wollte Gott, wir brauchten sie nicht! Was meint Ihr, Doctor Kraigius [35])?“ fuhr er, dem Tische näher tretend, fort, indeß Dießenhoven mit Müllinen sich in das Erkerfenster zurückzog und auf die fackelbeschienene Straße hinabsah. „Wird einmal eine Zeit kommen, in der man keine Kriegswaffen mehr bedürfen wird? Wißt Ihr ein Mittel, wie man dazu gelangen kann?“

„Das möchte wohl mit allem Fug als eine quaestio valde spinosa zu bezeichnen sein, durchlauchtigster Herr Herzog!“ erwiderte der Rechtsgelehrte mit ehrerbietiger

Verbeugung. „Die Waffen sind ein argumentum strictum, eine probatio validissima, und so lange nicht die Präjudicialfrage gelöst sein wird, das Menschengeschlecht durchaus gut und verträglich zu machen, dürften die Waffen kaum entbehrt werden können! Dürften sonach wohl zu betrachten sein tanquam dentes et ungues, so die Natur den Thieren gegeben. Doch könnte allerdings Vieles geschehen, die Nothwendigkeit ihrer Anwendung immer seltener zu machen . . ."

„Klauen und Zähne?" unterbrach ihn der Herzog. „Bei dem Gleichniß habt Ihr vergessen, daß sie den Thieren angewachsen sind, der Mensch aber sie sich erst künstlich anbinden muß . . . doch immerhin, was kann gescheh'n, um sie überflüssig zu machen? Ist das Mittel etwa in dem Heft enthalten, das Ihr da so wichtig und bedeutsam in den Händen haltet?"

„In gewissem Sinne allerdings," erwiderte Kraigius, „insofern eine weise und sichere Gesetzgebung die beste Schutzwehr ist gegen alle Gewaltthat. In diesen Blättern hab' ich das Rechtbuch für Tirol concipiret, so Durchlaucht mir auszuarbeiten befohlen. Durchlaucht mögen es von den hohen Schulen zu Paris oder Bologna prüfen lassen, ob dasselbe nicht gründlich auf denen römischen Rechten erbaut, auch darinnen alle möglichen casus scharfsinnigst ausgesonnen und entschieden sind . . ."

Der Herzog nahm ihm das Heft aus der Hand und blätterte darin. „Latein?" sagte er dann, „das ist unverdauliche Speise für die Tiroler Mannen und Schöffen . . ."

„Auch wird kein Jurisconsultus sich dazu hergeben," rief der Doctor geringschätzig, „das Recht für grobe Bauern-Mäuler zurecht zu machen! Durchlaucht werden diesem Unwesen ein Ende machen, werden die Stühle mit rechtsgelehrten Richtern besetzen und den Bauern bedeuten,

daß sie zu schweigen haben, sicut mulieres in ecclesia... Sollte der Bericht, den ich über das Mannengericht zu Siebeneich abzustatten bemüßigt gewesen, in Durchlaucht noch ein Bedenken übrig gelassen haben?"

„Ja, ja," rief Friedrich lachend, „dies Mannengericht will Eurem wälschen Gaumen nicht behagen! Ihr könnt es nicht verwinden, daß sie Euch gar nicht zu Worte kommen ließen, die groben Mannen?"

„Möchten sie immerhin nur das gethan haben!" sagte Kraigius geschmeidig. „Aber daß sie sich erkühnten, auch Durchlaucht zu trotzen, nicht einmal appellationem ad curiam zu statuiren . . ."

„Ganz recht," entgegnete der Herzog ernsthaft, „das ist der bitt're Kern in der rauhen Schale . . . indeß zur Zeit kann ich nichts thun, ich darf nichts unternehmen, die Gemüther noch schwieriger zu machen . . . Einstweilen aber . . . um keine Zeit zu versäumen . . . könntet Ihr Euch daran machen, mir eine Relation auszuarbeiten . . . Ob es sich wohl nachweisen ließe, daß die Grafen von Tirol von jeher das Recht gehabt, alle Sachen vor ihren Stuhl zu ziehen . . . daß schon Rudolph, mein Ahnherr, es so überkommen . . . was meint Ihr?"

„Warum nicht? Kaiser Justinianus de legibus ferendis sagt ausdrücklich . . . Si quis . . ."

„Ich will es nicht wissen . . . Aber wenn die Deduction Hand und Fuß hat, daß man sie vor den Leuten mit Ehren sehen lassen kann, soll's Euer Schade nicht sein . . . Bis dahin Gott befohlen, Doctor . . ."

Der Jurist beugte sich bis zur Erde und überließ seinen Platz einer gedrungenen Gestalt, die, von Kopf bis zu den Füßen geharnischt, hereinrasselte und sich wie eine wandelnde Burg vor dem Fürsten aufpflanzte.

„Du bist es, Weißbriach?"[36]) rief dieser. „Was führt Dich hieher?"

„Sie sind da, Durchlaucht,“ erwiderte der Ritter mit rauher Stimme. „Sie sind so eben in das Rathhaus getreten — ich bin hier, es zu melden und Eure Befehle zu empfangen.“

„Wer ist da? Von wem redest Du?“

„Habt Ihr vergessen, Herr? Die Edelherren von der Etsch . . .“

„Ah die! Ich vergaß wirklich darauf . . . wer von ihnen ist zugegen?“

„Ich kenne sie nicht Alle — der ältere Starkenberg, Peter von Spaur, Aldriget von Castelbarco, der von Goldegg und der Degen Fux vom Löwenberg ist darunter . . . soll ich sie jetzt packen, oder wenn sie wieder in ihren Herbergen sind?“

Der Herzog spielte wie nachdenkend mit dem Diamantkleinod, das seinen Hermelin zusammenhielt, und erwiderte nichts. „Sie wollten zu mir,“ sagte er dann, „ich hab' ihnen sagen lassen, ich würde beim Feste Gelegenheit finden, sie zu sehen — ich muß das abwarten! Sei in der Nähe mit Deinen Wappnern, und wenn Du siehst, daß ich mit ihnen gesprochen habe, dann mach' mir zum Scheine irgend eine Meldung und frag' wieder an . . .“

Weißbriach schien das nicht erwartet zu haben; er machte eine unwillige Bewegung, daß das Eisenwerk an ihm rasselte. „Ihr solltet's nicht thun, Herr!“ murrte er. „Das Zaudern taugt nichts — wer weiß, ob sie Euch wieder einmal so in die Falle gehen!“

„Mit Verlaub, Hauptmann — Ihr solltet dem Herzog nicht zureden zu derlei!“ sagte der junge Müllinen hinzutretend. „Die Gefangennehmung der Edelherren, die freiwillig an's Hoflager gekommen, wäre eine Gewaltthat . . . der Herzog wird Meister über sie werden, auch ohne einen solchen hinterlistigen Ueberfall, der seiner unwürdig ist!“

„Sieh' da, sieh' da!“ rief Friedrich und ließ einen

scharfen Blick auf den Jüngling fallen. „Der Jüngste unter uns ist auch der Bedächtigste! Wie kommt es, Müllinen, daß Du anfängst, so bedenklich zu werden? Also eine Gewaltthat, einen Ueberfall nennst Du mein Vorhaben? Spinnen die Edlen nicht gegen mich? Soll ich abwarten, bis sie mit ihren Rüstungen fertig sind und dann, minder bedenklich, mich überfallen und mir Gewalt anthun? . . . Nein, ich will ihnen zuvorkommen! . . . Wer war es, der mir auch bei diesem alten Wucherer, diesem Vintler, rieth, ihm erst fein förmlich abzusagen und zu drohen? . . . Nun ist mir der Starkenberg, dieser Uebermüthige, zuvorgekommen, und zum Schaden hab' ich noch die Schmach!"

Müllinen hatte tieferröthend den Herzog zu Ende sprechen lassen. „In dieser Sache," sagte er bescheiden, aber fest, „haben Durchlaucht meines unerfahrenen Rathes nicht verlangt . . . bedenklich aber ist Hans Müllinen nur, wo es Euer Durchlaucht Recht und Ehre betrifft — kommt die Zeit, will ich's wohl bewähren, daß ich um meinetwillen nicht bedenklich bin!"

Der Herzog erwiderte nichts und machte einige Schritte durch das Gemach. „Ist Oswald von Wolkenstein bei den Etschländern?" fragte er dann hastig, und als Weißbriach verneinte, fuhr er wie mit sich selbst redend fort: „Ich hab's gedacht — der Oswald hält zu mir!"

„Darauf möcht' ich doch nicht so sicher bauen, Herr!" sagte Weißbriach. „Der Wolkensteiner ist ein tapferer Degen, so sagt die Welt — mir aber behagt es nicht, daß er so weibisch ist, mit Minnesang und Fiedel zu tändeln . . . War auch mit den Andern auf dem Greifenstein."

„Das weiß ich," entgegnete der Herzog, „aber gerade, was Dich an Oswald zweifeln macht, läßt mich an ihn glauben . . . Ich muß gestehen, den Minnesänger Wolkenstein hab' ich immer wohl gekannt — aber daß er einmal

mein Gespiele war, zu Wien in der Burg meines Vaters ... ich muß mein Unrecht eingestehen ... das war aus meinem leichtbewegten Gemüthe schier verschwunden; der Oswald aber hat es nicht vergessen ... er muß also ein beständig Gemüth haben, in dem die Liebe wurzelt und die Treue ... Es kann auch wohl nicht anders sein — wie wär' er sonst ein Sänger!"

„Freilich, Herr!" sagte Weißbriach unwillig, „wenn Ihr die Treue nach dem Singen abmeßt, muß unser Einer zu kurz kommen ..."

„O Du irrst," rief der Herzog lachend, „so rauh Deine Stimme ist, so hat sie mir doch schon in manchem Gefechte so schön geklungen, wie der weichste Gesang — Du sollst nicht zu kurz kommen, aber den Wolkenstein laß mir gelten, denn der ist auch auf dem Greifenstein für mich eingestanden, wo es galt!"

„Gnädigster Herr ..."

„Staunst Du, daß ich von dem, was dort geschehen, mehr weiß, als Du? Das kommt davon, daß ich nicht blos wie Du mit dem Eisen handire, und daß es auch Schlüssel giebt von edlerem Metall ... also füge Dich und lerne abwarten — ich muß es auch. Sagt mir lieber," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „Eure Meinung in einer andern Sache, über die ich nicht in's Reine kommen kann mit meinem gelehrten Herrn Kanzler dort ... Die Kirchenversammlung zu Costentz scheint wirklich zu Stande zu kommen, Papst Johannes soll, wie meine Boten sagen, schon unterwegs sein dahin ... auch das Eintreffen des römischen Königs ist gewiß, er hat alle Reichsfürsten dahin entboten ... was rathet Ihr? Soll ich nach Costentz gehen?"

„Wo alle Fürsten sind, darf Oesterreich nicht fehlen!" rief Müllinen rasch. „Ich sage ja!"

„Ich sage — nein," rief Weißbriach, „es ist nicht

gerathen, fort zu gehen und die rebellischen Landherren im Rücken zu haben!"

„Bedenkt den Unwillen des Königs!" sagte Dießenhoven bedächtig. „Wenn der Herzog, der nächste Nachbar, dessen Gebiet den Ort des Conciliums einschließt, ausbliebe, müßte er es nicht als Trotz aufnehmen und als offene Auflehnung . . ."

„Wenn der Herzog mir folgt," begann Weißbriach wieder, „säumt er keinen Augenblick, die Landherren zum Gehorsam zu bringen, damit er erst Herr im Hause ist. Der Krieg im eig'nen Lande wird eine Ausrede sein, die der König wohl gelten lassen muß, und sollte es ihn noch so sehr wurmen!"

„Als ob die Landherren dabei ruhig zusehen würden!" entgegnete Dießenhoven. „Sie haben ohnehin ein stark Gelüsten, sich dem Reich in die Arme zu werfen — wann könnten sie das besser, als wenn der König so ganz in der Nähe in Costentz sitzt und ihnen auf den ersten Wink zu Hilfe kommen kann?"

„Der König wird sich kein Bein verrenken mit der Hilfe!" lachte Weißbriach. „Hat keine Soldaten und kein Geld . . . könnt' es am liebsten spüren, so Jemand ihm zu Hilfe käm'!"

„Ich bleibe dabei," rief Müllinen, „der Herzog muß in Costentz erscheinen, es ist seiner am geziemendsten!"

Friedrich blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn wieder mit einem Blicke der Befremdung. „Der König verlangt," sagte er finster, „daß alle Fürsten von ihm, als dem neugekrönten Reichsoberhaupt, ihre Lehen dort in Empfang nehmen sollen . . . Oesterreich hat altes Recht und alte Freiheit von Kaiser Friedrich her, daß es seine Lehen nirgends anders nimmt als im eig'nen Lande . . . [37]) ist das auch geziemend, daß es sich dieser Freiheit begiebt?"

„Niemals, gnädigster Herr!" rief Müllinen feurig.

„Der König muß und wird Oesterreichs Vorrechte und Freiheiten ehren!“

„Wie willst Du ihn dazu zwingen?“ sagte der Herzog achselzuckend. „Er hat die Macht, und Habsburg ist . . . getheilt!“

„Mit Achselzucken zwingt Ihr's freilich nicht!“ rief Weißbriach ungeduldig losbrechend. „Dreinschlagen müßt Ihr . . . dann braucht Ihr nicht hinzugehen; und wie der König es anstellt, Einen zu belehnen, der nicht zugegen ist, das mag er selbst ausklügeln!“

„Du bist zu rasch, Müllinen!“ begütigte Dießenhoven. „Auch will mich bedünken, das Wichtigste sei noch nicht erwähnt. Das Concilium wird zum größten Theil aus Geistlichen bestehen — die Pfaffheit der ganzen Welt wird dort zusammen kommen und das große Wort führen . . . Der Herzog hat die Bischöfe von Chur und Brixen geärgert und gebändigt, er hat dem von Trient das schwere weltliche Regiment abgenommen, alle Drei werden mit ihrem Gezeter kommen [38]) — wird es dem Herzog ziemen, daß er sich von der Pfaffheit zur Rede stellen läßt?“

„Immer besser,“ rief Müllinen, „als unvertheidigt weg zu bleiben und den Beleidigten nicht einmal Rede zu stehen!“

„Und ich sag' es noch einmal, es geht nicht an,“ rief Weißbriach entgegen. „So lang' die Edelherren nicht gebändigt sind, kann der Herr das Land nicht verlassen — auf die Gefahr hin verlassen, daß sie dann hinter seinem Rücken losbrechen! Tirol ist nicht wie ein anderes, ein offenes Land, in das von allen Seiten Weg und Straße führt — es ist von seinen Grenzbergen wie von Wall und Mauer umgeben, und nur ein paar Pässe führen dazwischen herein. — Wie dann, wenn sie aufstehen, sobald der Herr in Costentz ist, die Pässe besetzen und ihm den Rückweg sperren? Wer will sie hindern?“

„Das Volk, Herr Hauptmann von Weißbriach!“ rief Müllinen mit Nachdruck. „Ihr thut, als ob der Adel allein Herr wäre im Lande Tirol! Das Volk, Herr, die Bürger in den Städten und die freien Bauern in all' seinen Thälern, die nehmen es wohl auf mit den Edelherren auf ihren Burgen ... Vertraut ihnen die Obhut an Grenzen und Pässen, und Niemand wird es wagen, dem Herrn des Landes den Rückweg zu verlegen ... die Schwyzer Eidgenossen haben erprobt, was ein Volk vermag!“

Der Herzog war inzwischen hin und wieder geschritten; jetzt blieb er vor Müllinen stehen, mit unwilligen Blicken und zorngeröthetem Angesicht. „Du wählst Deine Vergleichungen schlecht,“ sagte er, „ich will vom Volke in diesem Sinne nichts hören! Will die Hand nicht fassen, die mich zu stützen scheint und statt dessen zu sich nieder ziehen möchte! Ich will nichts hören von den Eidgenossen ... das Blut von Sempach ist noch ungesühnt, und hab' ich auch jetzt Frieden mit ihnen — die Zeit wird kommen, daß ich es rächen kann! Sprichst Du also von den Schwyzern? Hast Du vergessen, daß Dein Vater mit dem meinigen von ihnen erschlagen ward?“

„Ich hab' es nicht vergessen,“ entgegnete der Jüngling entschieden, „und werd' es nie! Doch schmäht es meines Vaters Andenken nicht, wenn ich seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren lasse! Ich bin Durchlaucht treu ergeben, wie's mein Vater war, aber es thut meiner Fürstentreue keinen Eintrag, wenn ich den Eidgenossen die Achtung für die Kraft nicht versagen kann, mit der sie sich die Unabhängigkeit erkämpften!“

Friedrich schwieg einige Augenblicke. „Hast Du nicht lange schon gewünscht, Deine Mutter zu besuchen und Deine Heimath wieder zu sehen? — Geh' — wir wehren Dir nicht, dahin zu gehen, wohin das Herz Dich zieht ...“

Müllinen erwiderte nichts; er verbeugte sich ehrerbietig und verließ das Gemach. „Es bleibt, wie ich gesagt,“ rief der Herzog, indem er auch Dießenhoven und dem Hauptmann zuwinkte, sich zu entfernen. „... Ihr unternehmt nichts und wartet meine Befehle ab ...“

Schweigend ging er wieder das Gemach entlang; er mußte eine bittere Aufwallung niederkämpfen, die über Müllinen's Entfernung in ihm aufgestiegen war — hatte er ihm auch ob seiner unbedachten Rede gezürnt, so überraschte und befremdete es ihn doch, daß der Jüngling, den er werth hielt und vor Vielen auszeichnete, dem Gebote, ihn zu verlassen, so kalt und widerstandslos sich gefügt hatte.

„Warum habt Ihr geschwiegen, Herr Kanzler Kaßler?“ rief er dann, zu dem schwarzgekleideten Manne tretend, der wie unbeweglich am Tische stehen geblieben war und ganz in Lesen vertieft schien. „Habt Ihr allein mir keinen Rath zu geben gewußt?“

Der Kanzler faltete das Pergament, auf dem seine Blicke geruht hatten, bedächtig zusammen und strich sich über das aschfarbige Haar, daß es noch schlichter und starrer hernieder hing. „Meine Meinung ist Euer Durchlaucht längst bekannt — ich habe sie des Breiteren erörtert, auch mit allen Beweisen und Gründen belegt. Was die Ritter gesagt, ist gut gezielt, aber das Geschoß fällt doch unschädlich vor dem Ziele nieder oder fliegt zwecklos darüber hinaus. Weißbriach hat ganz Recht, Ihr könnt nicht fort, so lange Ihr den aufrührischen Adel im Rücken habt, aber es ist thöricht, zu verlangen, daß Ihr darum jetzt gegen sie Gewalt brauchet, sie bekämpfen sollt! — Dazu wird die Zeit auch kommen: jetzt gilt es, Euch freie Hand zu schaffen, sie für eine Weile einzuschläfern und unschädlich zu machen ... und das wird nicht schwer werden! Macht ihnen Versprechungen, durchlauchtigster

Herr . . . gebt ihnen Bestätigungen und schöne Worte, so viel Ihr wollt und könnt — daß Ihr dadurch nicht gebunden seid, daß im entscheidenden Augenblicke des Handelns die Hinterthür nicht fehle, durch die Ihr entschlüpfen könnt, dafür laßt mich sorgen!"

„Nein, nein, das will ich nicht!" rief der Herzog mit entschieden ablehnender Geberde. „Daß nichts übrig bleibt, als sie zu versöhnen, ist mir so klar als Dir . . . aber diesen Weg geh' ich nicht — mein Wort soll nicht zur Mausfalle dienen! Ich will's auf meine Art versuchen!"

„Wünsche unterthänigst das beste Gelingen," begann Kaßler wieder, „und das baldigste dazu — die Zeit drängt, die Eröffnung des großen Conciliums rückt heran, und in Costentz laufen alle Fäden zusammen, und das Geschick der Christenheit wird dort zur Entscheidung kommen . . . Ihr müßt dort sein, durchlauchtigster Herr, und damit Ihr es unbedenklich könnt, ist zum Andern noth, daß der Sturm beschworen wird, der Euch von dort bedroht . . ."

Der Herzog hatte sich in einen Stuhl geworfen und bedeutete dem Kanzler, als er inne hielt, mit einer Handbewegung, weiter fortzufahren.

„Durchlaucht wollen wissen, wie das geschehen soll?" sagte er. „Auch das ist schon gesagt worden. Die Kirche wird als Hauptkläger gegen Euch auftreten — Ihr müßt also den Schutz der Kirche für Euch gewinnen, und der kann Euch nicht fehlen, wenn deren sichtbares Oberhaupt für Euch ist . . ."

„Was kann ein Haupt, dessen Glieder uneins sind!" rief Friedrich. „Und vollends ein Haupt, das zwei Nebenhäupter an sich hat! Ihr könnt nur von Papst Johannes reden, weil er vom König anerkannt ist und das Concil einberufen hat . . . was wird er vermögen? Welche Macht

ist sein? Mußte er sich nicht im Voraus verpflichten, abzudanken, wenn die Versammlung es verlangt?" 39)

„Das mußte und that er — doch nur unter der Bedingung, daß auch Gregor und Benedict, die beiden Gegenpäpste, abdanken, nur, um die Spaltung in der Kirche zu beseitigen und ... hier ist es wohl erlaubt, es zu sagen... nur in der sichern Erwartung, wieder gewählt zu werden! Und er wird es erreichen, gnädigster Herr! Johannes ist der Mann dazu, sich die dreifache Krone, wenn er sie auch für eine Weile abgelegt, desto kräftiger wieder auf's Haupt zu setzen ... König Sigismund wird ihn dabei unterstützen, zum Dank, weil er auf seinen Plan eingegangen... Sigmund muß ihm zu Diensten sein, denn der Papst hat es verstanden, ungeheure Reichthümer zu erwerben — der Luxemburger hat kein Geld und bedarf dessen doch so viel ..." 40)

„Gut denn ... aber der reiche Papst wird seinen Einfluß und seine Verwendung nicht verschenken ... er wird sie verkaufen wollen: kennt Ihr den Preis, den er dafür begehrt?"

„Nicht eben genau," erwiderte der Kanzler mit einigem Zögern. „Seine Heiligkeit ist, wie bekannt, mit großem Gefolge schon unterwegs und wird demnächst das Gebiet Euerer Durchlaucht betreten ... ich glaube, es würde ihm erwünscht sein, Euerer Durchlaucht zu begegnen ... so wie von ungefähr und ohne den Schein der Verabredung... unterwegs ... allenfalls in der alten Landeshauptstadt — in Meran ..."

„Wozu?" sagte Friedrich kopfschüttelnd. „Er hat mein Geleit' nachgesucht durch meine Lande, das hab' ich ihm längst zugesichert ... was kann er sonst von mir verlangen?"

„Wie ich Durchlaucht schon gesagt, weiß ich das nicht genau," erwiderte der Kanzler leichthin, „doch dürfte bei

reiflicher Erwägung Manches zu errathen sein . . . Papst Johannes wagt viel, daß er Italien verläßt und sich über die Alpen nach Costentz begiebt: er thut es, im Vertrauen auf König Sigmund's Wort . . . Wenn er nun an die Möglichkeit dächte, daß schon manche Dinge erschüttert wurden, die fester standen, als eines Mannes Wort? . . . Wenn er auf dem Hinwege in kluger Weise auch den Herweg schon bedächte und sich sichern wollte, wäre das so unerklärlich? . . . Ich sag' es noch einmal, Durchlaucht, daß ich nichts weiß, daß ich nur vermuthe — aber ich habe Kunde, daß ein Bote Seiner Heiligkeit unterwegs ist und Durchlaucht die Frage wohl bestimmt beantworten wird . . . ich erwarte sein Eintreffen jeden Augenblick . . ."

„Wohlan, so wollen wir sein Kommen abwarten," rief der Herzog, indem er sich erhob und einem Diener entgegen trat, der den Thürvorhang auseinandergeschlagen hatte und wie fragend hereinsah. „Was bringst Du, Marx?" rief er. „Sind die Gäste schon versammelt?"

„Hören Durchlaucht die Trompeten?" fragte der Diener. „So eben hat Herzog Ludwig von Baiern das Rathhaus betreten . . . Das Fest kann jeden Augenblick beginnen und verheißt viel Pracht und Augenweide!"

„Augenweide?" fragte der Herzog entgegen, während der Diener ihm den Mantel zurecht legte. „Warum blinzelst Du dabei so listig, als ob Du etwas Besonderes zu sagen hättest? . . ."

„Das hab' ich auch, gnädigster Herr," erwiderte Marx flüsternd. „Die schöne Dame, die Euch unlängst begegnete . . ."

„Als ich neulich vom Jagen heimritt? Die in dem blauen Gewande, die an uns vorüber sprengte?"

„Und deren Namen ich nicht zu erfahren wußte! Ganz recht, gnädigster Herr . . . sie ist auch bei dem Feste; es ist . . ."

„Laß uns aufbrechen," rief der Fürst hastig, „ich habe für einen artigen Wirth schon zu lange gesäumt!" Der Diener riß die Flügelthüren des Gemachs auf; vor demselben standen einige Edelknaben, in Weiß und Roth gekleidet und mit Windfackeln bereit, hinter ihnen die Ritter und Gefährten des Herzogs.

An der Schwelle blieb er stehen und rief zurück: „Wenn der Bote kommt, Kanzler, so bringt ihn ohne Aufsehen zu mir . . . Ich will mir's abwarten — erwogen ist Alles — so mag der Augenblick den Entschluß bringen."

Der schimmernde Zug durchschritt das Gemach und wandelte die Treppe hinab. Der Kanzler blieb noch einen Augenblick allein zurück und lächelte verschmitzt in sich hinein. „Und wir wollen sorgen," sagte er halblaut, „daß der Entschluß so wird, wie wir ihn gebrauchen können..:" Dann fühlte er an sein Wamms und zog, wie um sich von dessen Vorhandensein zu vergewissern, ein Schreiben halb hervor. „Es ist wohl verwahrt," murmelte er dann fortschreitend, „und soll wirken zur rechten Zeit!"

Auf der Straße war die Volksmenge noch größer, und das Gedränge noch stärker geworden, als von der herzoglichen Burg her der Lichtschein das Herannahen des Landesfürsten verrathen.

Hinter einem der Büchsenschützen stand Moidele, von der Kälte noch mehr erblaßt, aber von dem nahen Fackelschein beschienen und mit einer Gluth übergossen, die ihre Schönheit noch strahlender machte und ihr beinahe ein übernatürliches und geisterhaftes Ansehen gab. Unvermögend, über die vor ihr drängende Menge wegzusehen, machte sie einen Versuch, sich über die Arme und breiten Schultern des Schützen zu erheben, und zog durch diese Bewegung dessen Blicke auf sich. „Ho, Madel," sagte der Schütz' in der breiten Mundart des angrenzenden Baier=

landes, „bist ein bissel zu klein gewachsen, um über mich wegzuschauen! Was giebst mir, wenn ich Dir Platz mache?"

Das scheue Moidele erröthete nur und gab keine Antwort auf die wohl auch nicht ganz verstandene Frage.

„Gieb mir ein Bussel," fuhr der Schütze fort, „und ich will Dich durchlassen!" Dabei beugte er sich zu dem Mädchen nieder, um den geforderten Preis sogleich auch ohne dessen Zustimmung einzuziehen. Das Mädchen duckte nieder, aber trotz ihrer nicht unkräftigen Gestalt hätte sie die rohe Zudringlichkeit kaum abzuwehren vermocht, denn der Knecht hatte den Spieß in den Boden gestoßen, und die Umstehenden lachten und murrten wohl durch einander, aber Niemand hätte gewagt, ihr gegen den Bewaffneten beizustehen. Da schob sich plötzlich ein starker Mannesarm so kräftig dazwischen, daß der Schütze zurücktaumelte und ihm der Eisenhut vom Kopfe in's Genick fiel. Der Arm gehörte dem Rofner, der im Gespräche mit einigen Umstehenden Moidele einen Augenblick außer Acht gelassen hatte.

„Sacra," schrie der Schütze, sich zusammenraffend, „was untersteht sich der Bauer, sich an einem landesfürstlichen Schützen zu vergreifen . . . In die Keuche und in den Drill-Bock mit dem Kerl!" Von einigen seiner Cameraden unterstützt, faßte er den Bauer, und der Ueberzahl war es beinahe schon gelungen, den Rofner trotz seines kräftigen Widerstandes niederzuringen, als eben das herzogliche Geleite aus dem Bogengange trat und durch das Gedränge aufgehalten ward, so daß der Herzog beinahe unmittelbar vor die Streitenden zu stehen kam.

„Halt," rief er, „was geht hier vor? Was ist's mit dem Manne?"

Alles trat zurück: der betroffene Schütze erzählte stockend den Hergang, während der Fürst den Bauern mit prüfenden Blicken maß.

„Wer bist Du?“ fragte er dann.

„Ich heiße Ruzzo,“ erwiderte der Bauer, „und sitze auf dem Rofnerhof . . . zu tiefst hinten im Oetzthal . . .“

„Und das ist Deine Tochter? Bei meinem Eid, ein feines Dirnlein!“ rief der Herzog, indem sein Blick sich auf das über und über erglühende Moidele heftete. „Wenn solche Röslein bei den Oetzthaler Fernern blühen, dann mag's der Mühe werth sein, sie zu ersteigen! . . . Laßt diesen Mann los! Du hast Recht gethan, Alter — ein solches Kleinod ist wohl werth, daß Du es hütest! — Wenn wieder die Zeit kommt, Gemsen zu jagen, will ich bei Dir einsprechen auf dem Rofnerhof!“

„Mein Haus ist zu Deinem Befehl, Herzog Friedel,“ erwiderte Ruzzo, während des Fürsten Blicke noch immer auf dem schönen Mädchen hafteten, das die Augen zu Boden gesenkt hatte und nicht mehr zu erheben wagte, seit sie dem brennenden Blicke des Herzogs begegnet war.

„Wahrlich,“ begann er wieder, „wir gedenken nicht, ein schöner Frauenbild gesehen zu haben!“ und seine Hand hob sich gegen das Antlitz Moidele's, als wolle er ihre glühende Wange streicheln. Die Bewegung erstarb jedoch schon im Beginn, denn der Rofner trat so keck und entschieden dazwischen, daß der Herzog genöthigt war, einige Schritte zurückzuthun.

„Nun, Du unwirscher Graukopf,“ rief er, „willst Du auch mit mir Händel anfangen?“

„Selbiges ist wohl nitte,“ war des Bauern entschlossene Antwort, „aber Du hast selbst gesagt, ich hab' recht gethan, und was Recht ist, wird's wohl bleiben, dünkt mich, — auch gegen den Herzog!“

„Gewiß, Alter,“ lachte der Herzog etwas befangen, „Du bist unnahbar wie Deine Ferner, aber Du gefällst mir!“

„Und Du mir auch,“ sagte der Bauer, „und so halt' fein Dein Wort und schau', daß Du einmal einsprichst auf Rosen . . .“

Der Herzog grüßte gnädig, blickte noch einmal auf Moidele, die wie zuvor regungslos dastand, und verschwand bald mit seinem Geleite unter den Bogen des Festhauses. Das Volk verlief sich rasch, denn das Schauspiel war vorüber, und bald hatte sich die Straße bis auf die Wachen und Reisigen geleert.

Moidele schien es nicht zu bemerken; ihr Auge war dem dahinschreitenden Fürsten gefolgt und hing nun unverwandt an der Stelle, wo er verschwunden war — es war etwas Anderes, als Fackelschein, was von ihren Wangen und aus ihren Augen widerleuchtete . . .

„Was stehst so und lugst gerad' aus, wie ein steinerner Mann?“ fragte der Rofner hinzutretend. „Alles hat sich verlaufen . . . wir sind schier die Letzten . . . Was hast denn, Moidele?“

„Ich weiß nit,“ sagte sie, ihm willenlos folgend, „aber mir ist gar so letz' und so weh um's Herz . . . ich hab's Dir vorher gesagt, Vater — wir hätten nit hereinkommen sollen nach Innsbruck . . .“

Sechstes Capitel.

Friedel und Oswald.

Im Festsaale schmetterten Zinkenbläser, Trommler und Posauner in lustigen Fanfaren durch einander, um den buntgeschmückten Gästen die Zeit bis zum Beginne der Tafel zu verkürzen, dazwischen schmiegte sich abwechselnd

eine zärtlich einschmeichelnde Tanzweise, als ob der jüngere und weibliche Theil der Versammlung an die Freuden des Reigens gemahnt würde, die beginnen sollten, wenn erst die Genüsse der Tafel überstanden wären. Die Anwesenden hatten sich in Gruppen abgetheilt; die Ritter und Edelherren standen beisammen und waren bemüht, mit den Herren aus dem bai'rischen Gefolge, die so schnell aus Feinden zu Freunden geworden waren, zierliche Reden zu wechseln. Die Rathsherren und Bürger hielten ebenfalls zu einander, während die Frauen und Mädchen in dem langen, schmalen Gemache neben dem Festsaale, das zum Tanze bestimmt und darum leer war, hin und wieder wandelten. Andere hatten bereits ausgefunden, daß gegenüber in einer ähnlichen Stube sich ein mit Krügen und Kannen wohlbesetzter Schenktisch befand und mit seinen Spenden nicht so streng an die Stunde gebunden schien, als die Tafel, welcher es übrigens auch nicht an Bewunderern fehlte. Die Plätze waren so eingetheilt, daß immer ein Mädchen oder eine Frau zwischen die Männer zu sitzen kam, wie man Blumen zwischen die einförmig grünen Blätter eines Kranzes steckt. Auch die mit schwerem Damast gedeckte, in einem zierlichen Halbrund aufgestellte Tafel bot einen freundlich einladenden Anblick, denn sie bog sich beinahe unter der Last der goldenen und silbernen Becher, Schüsseln und Kannen, und dazwischen fehlten die kostbaren Schaugerichte nicht, der spaßhaft verzierte wilde Schweinskopf, die Citrone im Rüssel und den Kranz um die Ohren, der stattliche Pfau mit Federkrone und prachtvoll ausgebreitetem Rade und ein aus Zuckerfelsen aufgebautes Gebirge, aus dessen Seiten rother und weißer Wein wie ebenso viel Bergbrünnlein lustig herabrieselte.

An den Säulen des Haupteingangs, an etwas erhöhter Stelle, lehnte Oswald von Wolkenstein mit verschränkten Armen und ließ die Blicke wie prüfend und doch nachdenk-

lich über die farbenbunt durch einander wogende und summende Versammlung gleiten. Er war ganz in ernstes Schwarz gekleidet; auch sein Angesicht war ernst, und in seinen Augen schimmerte etwas wie die Trauer eines Herzens, das mit gefaßter und doch wehmüthiger Entsagung von einer lange geliebten, dann aber als Wahn erkannten Glückeshoffnung sich abwendet. Bei dem Beschauen all' des Glanzes und der Farbenpracht, die wie ein Meer von immer neu aufblühenden Blumen durch einander wogte, gedachte er Alles dessen, was in seinem noch nicht langen und doch an Erfahrungen so überreichen Leben an ihm vorübergezogen war, und seine Seele blutete, daß von all' den Lichtblitzen und Blumen, die ihm darin geblüht und ihn umleuchtet hatten, fast alle verwelkt und erloschen waren — es war ihm, als ob es Nacht um ihn her geworden, und aus dem unabsehbaren, dunklen Himmelsraume schimmerte ihm nur ein einziges Gestirn entgegen, die Kunst der Dichtung und des Gesangs — ein anderes Meteor, das er auch für einen echten Stern gehalten: die Liebe und der Glaube an sie und an des Weibes Herz, war mit erlöschendem Scheine niedergestürzt wie eine Sternschnuppe und hatte da, wo sie niedersank, ein irdisches Eden verbrannt und verkohlt. Der heißblütige Sänger hatte mit sich selbst manch' harten Kampf durchgerungen seit der herben Begegnung auf dem Runkelstein, er hatte sich mit Hast und Begier in das Gewirr der Adelsverbindung und den Gedanken ihrer Vermittlung mit dem Fürsten geworfen: er wollte sich damit betäuben und hoffte, sich zum Vergessen zu zwingen. Die er für die Edelste ihres Geschlechts gehalten, die er mit aller Gluth der Jugend und der Begeisterung eines Dichtergemüths als das schönste und vollendetste Weib gefeiert und verehrt, hatte ihn mit kühler Berechnung hingegeben — was konnte bei andern Frauen seiner harren als noch herbere

Enttäuschung? Er war daher entschlossen, ihrem Dienste zu entsagen, ganz nur seiner Kunst und den männlichen Bemühungen zu leben, Frieden, Glück und Eintracht zu erhalten und zu befestigen im Vaterlande. Als er, das frohe Treiben überschauend, mit dem geschärften Auge des Wanderers all' die heitern Beziehungen und Annäherungen erkannte, welche da und dort in den Herzen keimten oder sich in einander zu verschlingen begannen, da überkam es ihn, als liege die Zeit der Jugend, des Blühens und der Liebe weit hinter ihm; er erschien sich selbst gealtert und fühlte zum ersten Male, daß nicht blos sein Haupt zu früh ergraut war und ihm, das Mannesalter überspringend, das Ansehen eines Greises gegeben hatte — der Frost und Schnee hatten nicht blos den Gipfel erreicht, sondern waren auch niedergedrungen in die Tiefe der Brust — es begann ihm in der Seele zu keimen, wie ein Lied von der Flüchtigkeit der Jugend und vom Troste der Entsagung.

Da war es mit einem Male, wie wenn an einem winterlich trüben Tage der Nebelschleier reißt, und der erste Sonnenblick des Frühlings auf die im Scheintod erstarrte Erde fällt — sein Blut wallte auf und drängte in immer raschern und kürzern Schlägen dem Herzen zu, als wolle es, von der Lichtesahnung geweckt, die Eisesrinde sprengen, in die Verstand und Ueberlegung es gezwängt hatten. Mit einem Lächeln des Spotts über die eigene Schwäche ward Oswald der Regung gewahr, und doch vermochte er nicht gleich, den Blick von der glänzenden Erscheinung abzuwenden, die wie das Gestirn des Tages ihm einen Strahl zugesandt, der wohl vermochte zu blenden wie zu zünden.

Gegenüber, wenige Schritte entfernt, in einer Nische hatte Sabine auf einer Ruhebank Platz genommen und ragte so glänzend und gebieterisch über ihre ganze Umgebung hervor, daß es den Anschein hatte, als sei dieselbe

nur dazu da, ihre Schönheit zu erhöhen, und das ganze Fest nur veranstaltet, um ihr zu huldigen. Es war unklar, ob Absicht oder Zufall sie dahin geführt. Wer es sah, mit welch' sorgloser Heiterkeit sie plauderte und die Artigkeiten aufnahm, die ihr von allen Seiten gebracht wurden, mochte wohl das Letztere glauben: dagegen aber sprach, daß manchmal ein Blick durch den Saal streifte, der an Oswald's Säule nur zögernd und langsam vorüberzog. Es war ein sonderbarer Geist, der in dieser schönen Hülle lebte — rasch und in lebendiger Flamme auflodernd und doch wieder so kühl, als wäre er unfähig, für etwas außer sich zu erwarmen: weich und empfänglich für jede edlere Regung, der hingebendsten Liebe fähig und doch zu sprödestem Hochmuthe gehärtet, der seine Absicht kalt im Auge behält und nicht strauchelt, über den Nacken des Gegners zu schreiten: die unendliche Fähigkeit zu allem Reiz und Glück des Lebens und der Inbegriff von Allem, was im Stande ist, es unselig zu machen. Auch Sabine hatte den Tag vom Runkelstein nicht vergessen und lange mit sich selbst Rath gehalten und geschwankt zwischen dem Zurufe verächtlicher Geringschätzung, die ihr befahl, sich lachend abzuwenden von einem heißblütigen Thoren, und zwischen dem Flüstern des Hasses, der ihr den Dolch in die Hand drückte und sie nach dem Giftfläschchen greifen hieß, um sich an dem Kühnen zu rächen, der es gewagt hatte, sie zu schmähen. Ihr Stolz war gekränkt, daß ein Mann ihr so zu begegnen vermocht; ihre Eitelkeit empfand es tief, daß es ihm möglich geworden war, sich so schnell und völlig von ihr loszureißen — als sie ihn aber unerwartet im Festsaale erblickte, als sie ihn allein und in Gedanken vertieft stehen sah, da klangen wieder die zarter gespannten Saiten ihrer Seele an: sie ahnete, daß ihm die Trennung doch nicht so leicht geworden sein mochte, und fühlte sich angenehm davon berührt — sie sah sein Antlitz von Trauer

überflogen, sie empfand es auch ohne Blick und Wort, daß die Trauer ihr galt, und wider Willen antwortete der Trauer ihr Mitgefühl, . . . ein Widerhall der einstigen, vielleicht noch nicht völlig verklungenen Liebe . . . eine Regung, die, wenn sie noch nicht Reue war, nur eines liebenden Wortes bedurft hätte, um zu einer Thräne zu werden, die um Vergebung bat.

Das liebende Wort ertönte nicht.

Oswald blickte lange und fest nach Sabinen herüber; ihre Blicke begegneten sich und schienen einen Augenblick, unbeachtet und ungeahnt von Allen, in einander eindringen zu wollen — dann warf der Minnesänger, sich ermannend, das Haupt zurück und schritt hinweg. Sabine zuckte zusammen und klemmte die Lippe zwischen die schimmernden Zähne. Unwillkürlich bewegte sich die rechte Hand gegen das Herz, während die Linke wie achtlos herabglitt, daß die zarten Finger sich lösten, und der zusammengefaltete Fächer zu Boden fiel.

Beinahe im Augenblicke des Niederfallens hatte Florentin das Kleinod schon ergriffen und gab es mit tiefer Verneigung der schönen Gebieterin zurück; es schimmerte im Widerscheine der Kerzen auf den Armleuchtern, nicht nur von Juwelen, mit denen es besetzt war, sondern auch von blankem Stahle — im Griffe war eine kleine, scharfe Dolchklinge verborgen und durch den Fall gelockert worden.

„Wollt Ihr nicht erlauben, daß ich den Dolch behalte?“ flüsterte der Knecht der Herrin zu.

„Bist Du wahnsinnig?“ fragte sie entgegen.

„Noch nicht,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „aber ich könnte es werden, so Jemand es wagte, Euch zu kränken . . . Weiß ich auch nicht, wem sie gegolten, mir ist der Unwille in Euren Blicken nicht entgangen . . . Laßt mir den Dolch, Herrin, und zeigt mir das Herz, das ihm

zur Scheide werden soll . . . und ich will nie wieder in Euer Auge sehen, wenn ich es fehle . . ."

Sabine erwiderte nichts; ihr Bruder mit einigen Rittern trat herzu — aber ihr Auge war die Antwort nicht schuldig geblieben.

Inzwischen hatten sich auch in dem Gemache gegenüber in der Nähe des Schanktisches verschiedene Gruppen zusammengesellt. Alphart der Goldegger saß neben Eckart von Villanders, dem Marschalk des Herzogs; in einer Ecke standen Spaur, Lodron und Castelbarco zusammen und führten mit dem Degen Fux und dem ungeschlachten Sallecker ein wortkarges, durch Blick und Geberde aber nicht minder bedeutsames Gespräch; die Anhänger des Herzogs vereinigten sich schräg über in der andern Ecke — außer den ersten flüchtigen Begrüßungen war es zwischen den Parteien zu einer Annäherung noch nicht gekommen.

Alphart stieß mit Villanders an und trank, aber über den Becherrand hing sein Auge an dem Wamms des Marschalken, aus braunem Niederländer Sammet geschnitten und über und über mit Silberstickerei und edlen Steinen bedeckt.

„Sage, was Du willst!" sagte Villanders halblaut. „Wenn auch meine Vettern alle zürnen, daß ich der einzige Villanders bin, der zu dem Herzog hält, es ist denn doch ein and'res Leben, das wir führen hier am fürstlichen Hofe, als Ihr in den finstern, rußigen Bergnestern, wo Ihr mit Eulen und Bären haust und nicht mehr seid, als adelige Bauern!" . . .

„Woher," unterbrach ihn Alphart, „hast Du die Goldkette, die Du dreifach um den Hals und Brust geschlungen trägst?"

„Woher soll ich sie haben!" erwiderte Villanders. „Sie ist ein Geschenk des Herzogs! Woher hab' ich Alles, wenn mir einfällt, daß ich's haben möchte? Du solltest

einmal den Streithengst seh'n, den er mir verehrt, blos weil er mir gefiel! Schwarzgrau, mit einer Brust wie eine Mauer, ein echter Normann! Was kann ein jüngerer Sohn, wie ich, Besseres thun, als zum Herzog halten? Er würde uns Alle reich machen, wenn er nur könnte ... aber still, der Starkenberg schaut auf uns herüber — scheu' ich mich auch wegen meiner Meinung nicht, so will ich mich doch mit dem Bären nicht herumstreiten! Darum bleibt es doch, wie es ist! Die Fürsten wachsen, weil das Reich unmächtig ist, und wer es mit der Unmacht hält, geht mit ihr zu Grunde ... Danach richte Dich, Vetter ..."

Damit unterbrach er sich selbst und trat etwas vor in die Mitte zwischen die etschländischen Herren und die Herzoglichen. „Obwohl das eigentlich Sache des Hofmeisters wäre," rief er, „dünkt mich doch, daß es dem Marschalken auch ansteh'n dürfte, die edlen Herren mit einander bekannt zu machen, die sich wie Fremde gegenüberstehen und einander doch so eng verbrüdert und verbunden sind ... erlaubt, daß ich den Herold mache — ich bin in beiden Lagern bekannt!"

„Ja, wie die Fledermaus," murrte der Sallecker halblaut, „die bald Maus, bald Vogel war, wie's ihr eben nützlich schien!"

„Nicht doch," erwiderte Degen Fux ebenso, „das ist der fertige Ueberläufer! Das Zwittergeschöpf, die Fledermaus, schwirrt draußen im Saale herum —"

„Vortrefflich!" lachte der Sallecker. „Die Fledermaus kennen wir, aber sie mag sich in Acht nehmen vor den Fängen der Falken — und wenn sie auch auf einem Steine nistet, der bis in die Wolken reicht!"

Inzwischen hatte der Marschalk die Namen der Ritter genannt, die sich mit abgemessener Artigkeit begrüßten. Es waren unter den Herzoglichen neben Weißbriach, Dießenhoven und Müllinen der Handschützenhauptmann

Jörg von Lupfen, der schwäbische Ritter Ulrich von Seldenhorn, die Salzmeier und Greisnecker, die Botsch von Zwingenberg und manch' anderes Geschlecht, meist aus den Landen vor dem Arlberg stammend.

„Wir verdanken Euch Eure Mühe sehr, Herr Marschalk von Villanders," entgegnete Spaur trocken. „Ihr habt uns zu einer Reihe sehr anziehender Bekanntschaften verholfen, wenn auch — und Ihr werdet uns darum nicht grollen — neben manch' berühmtem Namen sich and're finden, von denen man bisher noch nichts vernommen in Tirol!"

„Ganz recht, Herr," rief Müllinen, indem er auflodernd vortrat und zürnend an den Sparren des auf sein Wamms gestickten Mühlrades zerrte, „die Meisten von uns sind Schwaben und Vorländer! Auch ich finde es sonderbar, Herr Graf, aber unser ist die Schuld nicht, wenn der Herzog seine Freunde außerhalb Tirol suchen muß!"

Spaur sah ihn mit übermüthigem Blicke an. „Und wessen ist die Schuld," fragte er schneidend, „wenn er sie in Tirol nicht suchen will?"

„Das ist nicht die rechte Freundschaft, die wartet, bis sie gesucht wird!" rief Müllinen heftig.

„Was sich selber anträgt," entgegnete Spaur, „ist meist der Mühe des Suchens nicht werth!"

Müllinen's Angesicht glühte, die Herzoglichen drängten sich um ihn; der Marschalk trat dazwischen und versuchte zu begütigen. Er konnte nicht recht zum Worte kommen, denn Weißbriach hatte ihn rasch bei Seite gedrängt und rief den Etschländern grimmige Worte zu: der Ausbruch eines heftigen Zwistes war unvermeidlich.

Da schmetterten im Saale die Fanfaren, des Herzogs Ankunft verkündend, und die Streitenden trennten sich, den Gebieter zu empfangen, Groll im Herzen und Unmuth auf den Stirnen. Sie kamen eben im Saale an, als

Friedrich den bärtigen Baiernfürsten begrüßt und umarmt hatte und nun an seiner Seite zwischen den Reihen der Gäste dahinschritt. Bei der Wendung gegen die Mitte kamen die etschländischen Edelherren unmittelbar vor ihm zu stehen.

„Sieh' da," rief er denselben entgegen, „die edlen Herren aus unserm schönen Etschthal! Willkommen, vielwerthe Ritter und Herren, es freut uns, daß Ihr es nicht verschmäht, unser Friedensfest durch Euer Erscheinen zu verherrlichen!"

„Wir danken Euch für den freundlichen Willkomm, Herr Herzog!" entgegnete Spaur zurückhaltend. „Wir hätten sehr gewünscht, Ihr hättet uns an einem andern Orte empfangen, um das Anerbieten unserer Kriegsdienste anzunehmen, das nun überflüssig geworden — ernste Gäste wie wir, stimmen nicht zu einem so freudigen Feste!"

„So gebt dem Ernste den Abschied, Graf Spaur — Ihr auch, Starkenberg, Lodron, und Ihr andern ernsthaften Herren alle! Glättet Eure finstern Mienen und laßt die Freude walten — leicht könnte sonst Einer auf den Gedanken kommen, der Friede mit Baiern komme Euch ungelegen, und Ihr freutet Euch nicht darüber!"

„Wir freuen uns," sagte Spaur, „daß ein unbegründeter Anspruch aufgegeben ist, ohne Blut und Opfer . . . es ist Keiner unter uns, Durchlaucht, dem nicht Wohl und Weh des Landes am Herzen läge, und der nicht stündlich daran dächte, es zu fördern!"

„Das weiß ich, auch ohne diese Betheuerung!" sagte der Herzog unbefangen. „Allerdings sind wir es, dem es als Herrn und Herrscher dieses Landes übertragen ist, über dessen Wohl und Weh zu wachen, — aber wir erkennen mit Dank Eure Bereitwilligkeit, uns zu unterstützen in dieser schweren Herrscherpflicht! . . . Sonder Zweifel war es auch das Wohl und Weh des Landes, was Euch

unlängst versammelte zur Berathung auf dem Greifen=stein?"

Eine augenblickliche Stille trat ein; die Ritter sahen sich betreten an, nur in Spaur's ehernen Zügen war eine Veränderung nicht zu bemerken.

„Glaubt nicht, daß wir erstaunt sind, Herr Herzog," sagte er, „was uns befremdet, ist nur, daß auch in einer Versammlung von Männern der Kundschafter nicht gefehlt! Es ist altes Recht der Landherren von Tirol, sich zu ver=sammeln, wann und wo es ihnen gefällt — auf dem alten Rechte, das wir geübt und zu wahren beschlossen, ruht des Landes Wohl und Weh!"

„Das alte Recht!" erwiderte Herzog Friedrich zögernd und ließ den Blick durchdringend auf dem Alten und sei=nen Gefährten ruhen. „Ein schweres Wort, Ihr Herren, das wohl bedacht sein will! Das Recht dünkt mich wie eine wohlgebaute Burg, worin der Eigner sicher wohnt, jede fremde Faust abwehrt und jeden fremden Fuß, der den Burgfrieden überschreiten will — doch wer den Schutz der eig'nen Grenze will, muß auch die des Nachbars ehren: wer nicht will, daß das Gemäuer ihm über'm Kopfe ein=stürzt, oder durch's Dach Regen und Sonnenschein zum Besuche komme, der muß das schadhafte Dach flicken und die Säulen wechseln, wenn die alten morsch ge=worden!"

„Die Säulen uns'res Rechts," rief Starkenberg rasch, „sind nicht vermorscht ... sie sind so stark wie uns're Berge!"

„Und dennoch trau' ich diesen starken Bergen nicht!" sagte der Herzog mit verständlicher Betonung. „Wasser, Wind und Zeit bohren und nagen an ihnen, und wenn die Erde bebt, so stürzen sie ein! Und doch — es sei, es soll das alte Recht gelten ... unser altes Recht! Ist das Euer Wille, das Recht zu wahren, das Ihr noch für

ein wohnlich Haus haltet; mein Recht, so gut und unverkürzt wie das Eure und das eines Jeden im Lande — ist das Sinn und Ziel Eures Bundes, dann soll der silberne Falke noch in dieser Stunde auf meiner Brust schimmern — dann will ich das Haupt des Bundes sein!"

„Es kann dem Bunde nur heilsam sein," war Spaur's Antwort, „wenn das Haupt mit den Gliedern nicht hadert und sie verschlingt!"

„Ich weiß, worauf Ihr zielt!" entgegnete der Herzog finster. „Thöricht das Haupt, das die Glieder auffrißt und sich dadurch zum bloßen Rachen macht — thöricht die Glieder, von denen jedes ein klein Häuptlein sein will! Ich bin der Fürst des Landes, ich bin das Haupt! Sollt' ich ruhig zuseh'n und den Landesverräther gewähren und den Diener mir trotzen lassen? Wollt Ihr schelten, daß ich den Verrath gezüchtigt und den Diener abgesetzt, der mir den Gehorsam geweigert? Wir haben unsern getreuen Dießenhoven als unsern Rentmeister bestellt — der wird Steuer und Pfandschaft schnell geordnet haben, und wenn noch zehn Falken die Briefe in ihren Krallen hätten!"

„Wir zweifeln nicht daran," entgegnete Spaur, „der Ritter ist ganz der Mann dazu, einen Knoten, den man nicht lösen kann, durchzuhauen — nur dürfte das kein guter Anfang sein für die Bundeshauptmannschaft, das alte Recht zu wahren! Der Ritter ist ein Vorarlberger — uns aber ist verbrieft, daß alles Amt im Lande mit Niemand sonst zu besetzen ist, als mit Tiroler Eingebornen!"

Friedrich's Stirn umwölkte sich; in seinem Lächeln, worin Zorn und Spott mit einander zu ringen geschienen, gewann der letztere die Oberhand. „Euer Tirolerrecht," sagte er rasch, „kommt mir vor, wie das Netz, womit Ihr im Herbst die Zugvögel fangt — der Maschen und Schlingen sind so viele, daß es gar leichtlich geschehen mag, eine davon zu überseh'n! Aber ich will Euch zeigen, daß ich

ihm gern gerecht werde, wo ich kann! . . . Hast Du's auch gehört, Molly?" fuhr er, sich zu diesem wendend, fort. „Ich darf Dich nicht zu meinem Verwalter machen, weil Du jenseits des Arlbergs ausgeheckt wurdest! Gut denn — so will ich einen Tiroler aus Dir machen! Wer Grund und Boden sein nennt in Tirol, ist wohl einer — also schenk' ich Dir mein Schloß Fürstenberg ob Mals — Du wirst es wohl zu machen wissen, daß die Landherren Dich unter sich als ihres Gleichen gelten lassen! . . . Es ist Euch doch so genehm, Ihr Herren vom Falken? Runzelt Ihr die Stirne, Herr Degen Fux vom Lebenberg? Soll, was Euch gilt, nicht auch Andern gelten? Wie lang' ist es doch, seit Ihr mit Ludwig dem Brandenburger aus Baiern in's Land gekommen [41])? — Doch, wir vergessen ganz, daß es ein Fest ist, was uns hier zusammenführt... Vergnügt Euch, edle Herren; wir möchten heute nicht gern ein unholdes Antlitz seh'n . . . was weiter zwischen uns steht, darauf sollt Ihr Bescheid haben, sobald ich mit dem Sprecher, den Ihr ja erkoren habt, verhandelt — Ihr sollt mit uns zufrieden sein . . ."

Der Bürgermeister von Innsbruck war schon längst hinzugetreten und harrte mit ehrfurchtsvoller Verneigung des Augenblicks, wo es ihm gelingen würde, die Meldung anzubringen, daß Alles zum Fackelreigen bereit sei, welcher die Einleitung zur Tafel bilden sollte, und das Ersuchen, erzherzogliche Durchlaucht möchten in Gnaden geruh'n, die Dame zu bezeichnen, welcher die Ehre zu Theil werden sollte, die Partnerin des Landesherrn zu sein. Jetzt gelang es dem Harrenden, seine Worte anzubringen und ein bereitwilliges Ohr dafür zu finden.

„Fröhliche Kunde!" rief Friedrich, und über sein Antlitz ging es wie Sonnenschein über's Land, als er die Versammlung überblickte und die vielen schönen Gestalten und Köpfe betrachtete, die in allen Formen und Arten der

Frauenschöne seiner Entscheidung zu harren schienen. „Eine schwere Wahl! Wir müßten Euern feinen, am Pariser Hofe geübten Kennerblick zu Hilfe nehmen, Herr Vetter Ludwig von Baiern, wollten wir in einem solchen Garten der Schönheit die vornehmste Blüthe erkiesen — dagegen ist die Aufgabe des Hirten Paris, der nur unter Dreien zu wählen gehabt, ein Kinderspiel . . .“

Ein weiter Halbkreis hatte sich vor dem Fürsten gebildet: noch einmal glitt sein Auge darüber hin, als wolle es noch einmal prüfen, aber seine Wahl war im ersten Augenblicke getroffen gewesen — sie galt nicht einer der schüchternen, halbaufgeblühten Knospen unter den Bürger- und Patrizier-Jungfrauen, noch mancher voll aufgeschlossenen Blume, die farbenprächtig in den Reihen der Frauen und Edeldamen brannte und leuchtete — sie galt einer Erscheinung, die den Reiz Beider vereinigte: in deren magisch blauem Auge aller Zauber der Jungfräulichkeit sich spiegelte, wie der Himmel im einsamen Bergsee, während die Lippen von verlangendem Sehnen geschwellt schienen, als wüßten sie Wunder zu erzählen von allem Geheimniß glücklicher Minne.

Es war Sabine, die Hausmannin.

„Jüngst hat Euch die Schnelligkeit Eures Rosses mir entführt,“ sagte der Herzog, zu ihr tretend, „diesmal sollt Ihr mir nicht entrinnen! Wollt Ihr meine Partnerin sein, schöne Jägerin?“

Die Rede galt dem Gewande Sabinens, einem langen, dunkelgrünen Kleide, unter welchem ein mattgraues Untergewand hervorsah, an Brust, Gürtel und Schooß von blanken Eisenpfeilen zusammengehalten: über einen solchen war auch das üppige Goldhaar gezogen und nur leicht von dem Wittwenhäubchen bedeckt.

Sabinens Angesicht überzog sich mit Gluth, als der Herzog vor sie trat; schweigend verneigte sie sich vor

dem Werber, und mit dem Anstande einer Fürstin, welche eine ihr gebührende und gewohnte Huldigung empfängt, schritt sie an seiner Seite die erstaunten und flüsternden Reihen hindurch zum Eingange des Saales, wo die Edelknaben standen, den Paaren beim Beginn die Fackeln zu überreichen, während oben auf dem Emporgerüste schon die Pfeifer, Zinkenisten und Posauner zu lärmendem Gruße ansetzten.

„Der Zufall ist gütiger als Ihr," begann der Herzog während des Dahinschreitens, wie verloren in den Anblick der wunderbaren Schönheit. „Er führt eine Begegnung herbei, der Ihr entfloht!"

„Ich entfloh nicht," sagte sie etwas beklommen unter dem Eindrucke der bewundernden Blicke, die sie auf sich haften fühlte. „Wie hätt' ich glauben können, daß Durchlaucht mich beachtet haben sollten . . ."

„So wenig kennt Ihr den Zauber Eurer Erscheinung?" fragte Friedrich, dessen leicht erregbares Gemüth immer feuriger aufwallte. „So wenig die Kraft der Geschosse, mit denen Ihr verwundet?"

„Wunden?" erwiderte Sabine scherzend. „So tief und gefährlich, wie ein — Nadelstich!"

„Nicht doch — habt Ihr noch nie von Waffen gehört, die unheilbare Wunden schlagen?"

„Wollt Ihr mich böser Künste zeih'n? Das thun vergiftete Waffen!"

„Oder gefeite! Die Eurigen! Ihr seid eine Fey, muß ich glauben — bei jenem Begegnen habt Ihr mir's angethan, daß ich nichts Anderes denken und wünschen mocht', als Euch wieder zu sehen . . ."

„Durchlaucht," stammelte Sabine erbebend — nicht vor dem leisen Händedrucke des Fürsten, sondern vor Oswald's Anblick, der, vom Gedränge vorgeschoben, an der

Saalthüre stand und den durchdrigenden Blick mit eigenthümlichem Ausdrucke auf dem Paare ruhen ließ.

Dem Fürsten entging die Bewegung seiner Tänzerin nicht; er sah umher und bemerkte Oswald. „Willkommen, Oswald von Wolkenstein!“ rief er, einen Schritt näher tretend, während dieser sich ehrerbietig, aber mit der Haltung des Mannes verbeugte, der seinen eigenen Werth kennt. „Willkommen in Innsbruck, ritterlicher Sänger! Du wackerer, ungehoffter Freund! Du lässest mich lang' auf die Freude warten, Dich zu begrüßen!“

„Dank, Herr Herzog, für so freundlichen Empfang!“ entgegnete Oswald herzlich. „Ich hoffte nicht mit Unrecht, das Fest würde mir wohl den besten Anlaß geben, mich Euch vorstellen . . .“

„Mich verlangt nach Dir!“ rief Friedel wieder. „Mich verlangt, nach so langer Zeit Deinem Gesange zu lauschen — von Deinen Fahrten zu hören, mit Dir von der fröhlichen Bubenzeit zu plaudern, die Du so treu im Herzen bewahrt hast! Nach dem Tanze komm' zu mir — jetzt aber schreite mit uns, laß Dir eine Fackel geben und wähle Dir eine Partnerin, so schön, wie die uns vom Glücke zugeführte — der Minnesänger ist der Frauen Freund!“

„Gewesen, gnädigster Herr!“ erwiderte Oswald scherzend . . . „Wer im Sturme gewesen auf hohem Meer, den lüstet nicht mehr, es zu befahren!“

„Was hör' ich?“ rief der Herzog, in den Ton des Scherzes eingehend und halb zu Sabinen gewendet. „Oswald von Wolkenstein hätte der Minne entsagt und wäre ein Frauenfeind geworden? . . . Was sagt Ihr dazu, meine schöne Genossin? . . . Glaubt Ihr an diesen Haß?“

„Nein . . .“ erwiderte Sabine, „und ihr Auge richtete sich fest und ruhig auf das Antlitz des Sängers.

„Und warum nicht?“ fragte dieser und erwiderte den Blick in gleicher Weise — es war, als ob die Beiden einander noch nie begegnet im Leben.

„Weil, wer die Frauen haßt ...“ antwortete sie mit einem Tone, dessen Schwanken nur für Oswald vernehmlich war, „sich nicht bemühen wird, ein Liebespfand so sorgsam zu hüten und zu tragen ...“

„Ein Liebespfand?“ rief Friedrich. „Was meint Ihr doch? ... Ei, nun entdeck' ich erst, welch' absonderlichen Schmuck Du trägst! Sieh' da — ein kostbar Ringlein ... fest eingebunden in eine Locke Deines Barts! — Nun bist Du überwiesen — nun bekenne, daß Dein Herz nech immer in holden, minniglichen Banden gefangen liegt!“

„Der Ring,“ erwiderte Oswald kalt, aber allmälig erwarmend, „ist wohl das Geschenk einer edlen, minniglichen Frau — doch kein Liebespfand! ... Auf meiner Fahrt in's Maurenland kam ich auch nach Arragon und sang am Hofe der Königin ... sie war ein vieledles Weib, klar und rein, wie der Lucifer über dem erwachenden Morgen schwebt! Sie lauschte gern, wenn ich meine Lieder sang zum Preise deutscher Frauen, deutscher Minne und deutscher Treu' ... und als ich schied, band sie mit den eigenen, weißen Händen mir dies Ringlein in den Bart ... Mas non plus displigaides, sagte sie ... das sollt Ihr nicht mehr losbinden, das sollt Ihr bei jedem Feste in Eurem Vaterlande tragen — das sollt' Ihr einst der deutschen Frau geben, die Ihr liebt und die Euch Treue gehalten ... Ich gelobt' es der königlichen Frau: doch hab' ich nicht gefunden, die des Ringes würdig wäre, und dess' zum Zeichen will ich ihn selber tragen mein Leben lang [42])!“

„Ich sehe wohl, Du bist der Alte geblieben, Oswald!“ lachte der Herzog. „Voll Uebertreibung und Gluth, wie,

da wir noch um den besten Schuß mit dem Bolzen wetteiferten — aber dem warmen Herzen des Sängers muß man etwas zu gut halten . . . und auch die Frauen werden das thun — nicht wahr, schöne Partnerin?"

Damit wandte er sich zu dieser und betrat, von der Fanfare begrüßt, den Saal; schweigend folgte Sabine, gesenkten Blicks an Oswald vorüberschreitend — ihr Angesicht glühte, ihr Busen wallte; es währte lange, bis die Schmeichelworte des Fürsten, womit er im leisen Gespräche sie bestürmte, ihrem Ohre wieder vernehmlich wurden.

„Ihr scheint zerstreut und überhört meine Rede," begann er wieder. „Hat Euch die abenteuerliche Kunde des Wolkensteiners so sehr erfaßt? Glücklicher Sänger, den ich beneide! Er darf das Andenken schöner Stunden mit sich tragen . . . o daß es Euch gefallen möchte, mich auch so zu beglücken!"

„. . . Was ist, das Ihr begehret . . ." fragte sie unsicher.

„Von Eurem Busen hat sich eine Bandspange gelöst . . . macht sie vollends frei und gebt sie mir . . ."

„Was soll sie Euch . . ."

„Was ein Band soll — mich an Euch binden! Und damit auch Ihr angefesselt seid . . . tragt diesen Ring . . ."

Sabine wollte abwehren; sie konnte es nicht, ohne Aufsehen zu erregen, sie mußte geschehen lassen, daß die Bandschleife in der Hand des Herzogs blieb, und dessen Ring unmerklich an ihren Finger glitt.

„Ich beschwöre Euch, gnädigster Herr," stammelte sie, „. . . was soll das Alles?"

„Es soll Euch zeigen, was Ihr meinen Worten nicht glauben wollt' . . . daß Ihr mich bezwungen habt, daß ich Euch zu Eigen gehöre, — daß ich Euch liebe! . . . Schon,

daß ich das Euch sagen kann, beseligt mich . . . macht das Glück dieses Augenblicks vollständig — sagt, daß Ihr mich nicht verschmäht, daß auch Ihr mir geneigt seid . . .“

„Nimmermehr . . . was denkt Ihr von mir . . .“

„Ich denke nichts — ich fühle nur, daß ich Dich liebe, daß Du mein sein mußt, holde Zauberin . . . mein, und müßt' ich mit einer Welt um Dich ringen!“

„Um meinet . . . um Euer selbst willen, Durchlaucht . . . Aller Augen sind auf uns gerichtet . . .“

„Gut, ich will mich bezwingen ... ich will auch nichts überstürmen, will Dich nicht drängen, Geliebte — nur das Eine sage und versprich mir, daß ich Dich wiedersehen werde . . . Mein Diener hat das glückliche Haus erkundet, das Dich umschließen darf — wenn ich poche, werd' ich die Thüre verschlossen finden . . . ?“

Sabine, über und über erglüht, vermochte nichts zu erwidern — der Fackelreigen ging zu Ende.

„Wir müssen scheiden“, begann er wieder zu flüstern, „ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen — morgen schon will ich um Einlaß pochen, heute noch muß ich mein Schicksal kennen . . . Erwidre nichts! Gedenkst Du, mich abzuweisen, so trage meinen Ring zum Denkzeichen und begegne mir nicht wieder im Leben . . . willst Du meiner harren, so sende mir während des Mahles den Ring zurück, als hab' ich ihn vergessen . . .“

Der Reigen war aus; die Paare gaben die Fackeln ab; lächelnd und in würdiger Haltung geleitete der Herzog die schöne Wittwe zu ihrem Platze, mit lauten, zierlichen Worten die erwiesene Huld verdankend.

Die Etschländer Herren waren in einer Ecke unter den Zuschauern gestanden und hatten den Herzog während des Tanzes nicht aus den Augen verloren. „Wie glatt es ihm vom Maule geht!“ murmelte der Sallecker. „Die Hausmannin mag sich vor ihm in Acht nehmen!“

„Er kann das Scherwenzen mit den Weibern nicht lassen," erwiderte der Degen Fux — „hat noch nicht genug des Unheils erlebt!"

„Ei, das Unheil wär' zu ertragen, mein' ich!" sagte Salleck lachend. „Er hat Glück bei den Frauen!"

„Das Glück ist ihm schon theuer zu stehen gekommen," bemerkte Starkenberg. „Die Freundschaft des Königs zum mindesten hat es ihn gekostet!"

„Des Königs? Sind sie einander in's Gehege gekommen?"

„Etwas dergleichen," erwiderte Fux. „Es war vor einigen Jahren, wie der König nach Wälschland zog und in Innsbruck einsprach. Damals waren sie wie Freunde und Brüder, und verging kein Tag, an dem man sie nicht Arm im Arm mit einander wandeln sah . . . [43])"

„Das kann ich bezeugen," sagte Aldrigeto, „ich war hier, mich dem König anzubieten, und sah, wie sie Arm in Arm mit einander über die Straße gingen — der Boden war schmutzig, und wie der König das ersah, führt' er den Herzog, der's nicht Acht hatte, im Gespräche mit Absicht mitten hindurch, daß dessen langer, schwarzer Sammetrock durch den Schmutz zog. Der Herzog aber merkt's und vergalt's stillschweigend, daß er den Rock aufhob und ließ das schmutzige Ende wider die gar zierlichen, karmoisinrothen Stiefel des Königs schlagen [44])!"

„War also große Freundschaft zwischen Beiden," fuhr der Lebenberger fort, „sollt' aber nicht von Dauer sein. Am Abend war Fest und Tanz wie heut', da war alle Schönheit der Stadt versammelt, und eines Kaufmanns Tochter galt für die schönste — die gefiel beiden Fürsten über die Maßen, und hofirten ihr Beide sehr angelegentlich. Am andern Tag war großer Lärmen. Das Mädchen war Nachts in ein dunkel Gemach gelockt und ihr Gewalt angethan worden, und wußte nicht von wem, als daß

Einer von den beiden Fürsten es gewesen, weil sie sich sehr glichen an Alter und Gestalt und dem langen Bart, den Jeder trug. Das Mädchen weinte, der Vater schrie, die Bürger lärmten — die Herren aber wollten es nicht Wort haben; Sigmund nicht, wegen der ungarischen Magnaten, die bei ihm waren, der Herzog nicht, weil damals sein Ehegemahl, Frau Elsbeth von Pfalz, noch am Leben war ... Das Dirnlein," schloß der Erzähler unter dem halblauten Lachen der Zuhörer, „hat dann bekannt, der Stimme nach sei's nicht der König gewesen; der schenkte ihr hundert Ducaten dafür — Herzog Friedel aber blieb dabei und schob's dem König in die Schuh', daß dieser arg ergrimmte, und ward von Stund' an des Herzogs Feind [45])!"

„Ein böser Handel!" rief der Sallecker. „Und ein Beweis, was auf sein Wort zu geben ist!"

„Dafür braucht's nicht erst solchen Beweis," sagte Spaur, wie aus schwerem Nachsinnen auffahrend, „seine Rede selber zeigt's klar genug! Laßt uns gehen, Freunde, was wir wissen wollten, wissen wir — wir haben hier nichts mehr zu suchen!"

„Wollen wir nicht doch abwarten, welchen Bescheid Herr Oswald, unser feiner Sprecher, uns bringen wird?" fragte Fux.

„Wozu?" erwiderte Spaur. „Hat der Herzog es auch nur der Mühe werth gefunden, seine Gesinnung zu verbergen? Wir kennen sie jetzt, und was auch der Wolkensteiner bringen mag — wir kennen unsere Losung!"

Sie schritten durch das Gewühl des Saales, wo eben Alles sich anschickte, an der Tafel Platz zu nehmen. „Und was denkst Du davon," flüsterte Starkenberg in Spaur's Ohr, „woher dem Herzog die Kunde gekommen von dem, was auf dem Greifenstein geschah? Wär' es der Wolkensteiner selbst?"

„Nein," erwiderte Spaur entschieden, „Dein Haß führt Dich irre, Ulrich — Oswald ist ein Thor, aber er ist kein Verräther!"

„Ich traue nicht," sagte Starkenberg wieder, „und will ihn wohl hüten ... Oder denkst Du an den Goldecker? Ich sah ihn mit dem Marschalk des Herzogs in vertraulichem Gespräche ... er ist ein eitler Fant und hat, was er zum Prunke nöthig hat, nirgends als in seinem Namen ..."

Spaur schüttelte das Haupt; sie schritten eben an Weißbriach vorüber, der in seinem Eisengewande wie eine Wache am Eingange stand. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand an's Schwert, lüpfte es und stieß es unwillig zurück. „Die Schelme!" murmelte er, „daß ich sie so durchlassen muß, und sie waren so schön in der Falle!"

Die Ritter waren indessen nicht die Einzigen gewesen, die des Herzogs zärtliches Ungestüm beachtet; Florentin hatte der Gebieterin die Fackel überreicht und stand, auf deren Rückgabe harrend, unbeweglich und unbeachtet in der Menge. Er verwandte den Blick nicht von dem Paare; bald ward es ihm eisig bis an's Herz hinan, daß kalte Tropfen seine Stirne bedeckten, bald war er mit Gluth übergossen, daß sie ihm aus den Augen loderte, die vor Anstrengung sich fast aus den Höhlen drängten, um zu ersetzen, was durch die Ferne dem Ohre verloren ging. Sein eifersüchtiges Gemüth erkannte die Werbung des Fürsten, und er knirschte vor Grimm — konnte sie dem schönen Manne, den Rang, Reichthum und Macht umgaben, widerstehen? Er wußte, daß er nichts dagegen in die Wagschale zu legen hatte, und wenn er sich auch eingestand, daß er nichts zu hoffen habe bei dem Stolze seiner Herrin, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß sie eines Andern werden könnte, mit unerträglicher Pein. Der einzige Hoffnungshalm, an den er sich anklammerte, war

Sabinens unverkennbare Erregung . . . sie konnte eben so gut für, als gegen die Werbung des Fürsten gedeutet werden; er schwur, es noch diesen Abend zu ergründen — nahm am Ende des Reigens die Fackel in Empfang und trat, als er mit fiebernder Hand sie gelöscht, hinter den Stuhl seiner Gebieterin, ihr bei der Tafel zu dienen.

Das Mahl begann. Der Herzog saß auf einem Sessel, an dessen Lehne der Tiroler Adler prangte, neben ihm Ludwig von Baiern-Ingolstadt auf ähnlichem Stuhle, geschmückt mit den weißblauen Rauten und dem Löwen von Wittelsbach. Friedrich war in der heitersten Laune, ihm gegenüber war Oswald's Platz, und tafelabwärts traf sein Auge in das Antlitz Sabinens, die, wie umgewandelt, still und in sich gekehrt vor sich hinblickte und alle die Scherze und Artigkeiten fast überhörte, womit ihre Nachbarn sie zu erheitern und die Aufmerksamkeit der schönen Frau zu erringen bestrebt waren. Die Stirne des Fürsten umdüsterte sich nur flüchtig, als Marx ihm die Meldung von dem Weggehen der Etschländer zuflüsterte. „Pourdioux!“ rief der baierische Ludwig, der zugehört hatte und sich den glänzend schwarzen Bart strich, „das ist auch ein störrig Völklein! Die Welt ist doch überall gleich — ich glaube noch in Frankreich zu sein, bei Frau Isabeau, meiner königlichen Schwester, deren gute Stadt Paris von dem Gezänke übermüthiger Vasallen, der Bourgignons und Armagnacs widerhallt . . . sie wären ihr und dem Dauphin längst über den Kopf gewachsen, wüßte Frau Isabeau das Regiment nicht kräftig zu handhaben, wie ein Mann[46])!“

Friedrich nickte mit einem Lächeln, das ebensowohl seine Zustimmung als einen Hintergedanken ausdrücken konnte, und winkte Oswald zu sich. „Hast Du es auch schon vernommen?“ sagte er zu ihm; „die Falken sind fortgeflogen — mein Ton scheint sie verscheucht zu haben!

Mich dünkt, Wolkenstein, Du habest Dich keiner leichten Aufgabe vermessen, sie kirre zu machen und wieder herbei zu locken!"

„Ich wag' es doch und hoffe doch, sie zu lösen!" entgegnete Oswald. „Ich wag' es getrost, weil Ihr es seid, mit dem es zu verhandeln gilt, Durchlaucht!"

„Hast Du so viel Zuversicht zu mir?"

„Ja, Herr Herzog ... Ihr wißt es wohl, es ist allerlei Reden und Gerüft' über Euch, als seiet Ihr wandelbaren Gemüths und unverlässig — ich aber kenn' Euch von unserer Knabenzeit her und glaub' es nicht! ... Gedenkt Ihr's noch, wie Ihr Lust bekamt, die schönen Goldfasanen in Eures Oheims Garten zu jagen? Wie ich Euch abredete und, als Ihr's nicht lassen wolltet, doch mit Euch ging, und wie Ihr mir dafür gelobtet, weil ich die Gefahr mit Euch theilen wolle, würdet Ihr auch Alles mit mir theilen, was davon werden könnte ..."

Friedrich lächelte zustimmend.

„Wir gingen dann selbander in den Lustgarten," fuhr Oswald fort, „und richteten unter den Goldvögeln mit unsern Ambrüsten gar arge Verwüstung an ... Euer Oheim ward sehr zornig, er hatte die zierlichen Thiere gar lieb — wir wurden gestraft: Ihr, als Prinz, kamt mit Fasten und Schelten davon, ich aber, weil ich Euch nicht abgehalten, ward einen Tag und eine Nacht in den Thurm gesperrt ... Da schlicht Ihr Euch bei Nacht heimlich aus Eurem Gemach und bis vor die Thür meines Gefängnisses, und weil Ihr nicht hinein konntet zu mir, bliebt Ihr bis zum Morgen auf der kalten Schwelle liegen, um, wie Ihr's gelobt, die Strafe mit mir zu theilen ... ich denke, wer als Knabe sein Wort so heilig gehalten, mit dem wird in alleweg auch als Mann ein redlicher Bund zu schließen sein ..."

„Woran mahnst Du mich!" rief der Herzog, in

dessen Zügen Rührung und Beschämung kämpften — er konnte im Stillen vor sich selber nicht sagen, daß er seither immer gehandelt, wie in der Kinderzeit. „Ich hatte den Knabenstreich längst vergessen," rief er dann, „aber Du sollst Dich in Deiner gläubigen Erinnerung nicht betrogen haben! Rede, wie lautet der Vorschlag zum Frieden, den Du mir zu machen gedenkst?"

„Er lautet — Aufschub, gnädigster Herr! Die Zeit ist wildbewegt, Alles thürmt und bäumt sich über einander, wie das Meer im Sturme, und wenn ein Schiff in demselben herumgeschleudert wird und hat Müh' und Noth, sich mit Ruder und Segel gegen Wind und Welle zu behaupten, da will mich's bedünken, ist es übel Zeit, wenn der Schiffer anfangen wollt', am Fahrzeug zu zimmern und dessen Bau zu ändern! — Reich und Kirche sind das Schiff, das umgeschleudert wird vom Sturme — laßt uns mit dem Aendern und Zimmern warten, bis der Sturm ausgetobt hat . . . ist die See einmal ruhig, und der Himmel wieder hell, und nicht das ganze Fahrzeug gescheitert, dann mag's Zeit sein, an den Ausbau des Theils zu denken, den wir darin bewohnen! Darum Aufschub — Stillstand auf einige Jahre — bis dahin bestätigt uns den Bundesbrief Herzog Rudolph's auf's Neue!"

„Viel gefordert!" entgegnete Friedrich. „Diese Bundesbriefe sind wie ein Hemmschuh am Wagen, der vorwärts soll, wie eine Fessel an der Hand, die schaffen und gestalten soll . . . Was bietet Ihr dafür?"

„Wir wollen Frieden und Ruhe halten so lang' und zu Euch stehen und Niemandes Recht schädigen . . ."

„Und wenn die Zeit vorbei, der Stillstand aus — was dann?"

„Dann wird es auf allen Seiten anders und gewiß

klarer geworden sein . . . dann werden neue Zeiten sein und neuen Vertrag bringen!"

Der Herzog schwieg; war ihm auch ein Vorschlag sehr willkommen, der die Entscheidung hinausrückte, ihn Zeit gewinnen ließ und zugleich Rücken und Hand frei machte zu Angriff und Abwehr gegen das Reich, wie gegen die Bischöfe, gab er sich doch den Anschein des Zögerns und der Ueberlegung, um nicht erkennen zu lassen, wie gern er darauf einging.

„— Und wenn ich nun den Vorschlag zurückweise?" fragte er nach kleiner Weile.

„Dann ist mein Amt zu Ende," entgegnete Oswald ernst, „dann geb' ich den Falken meine Vollmacht zurück und sage ihnen den Bescheid!"

„. . . Und was wird dann die Folge sein?"

„Das weiß ich nicht."

„Du weißt es, Oswald! So gut, besser, als ich es weiß . . . Krieg, offene Empörnng wird die Folge sein! . . . Wenn es aber so ist, beantworte mir dann die eine Frage, Oswald . . . auf welcher Seite wirst Du steh'n?"

„Im Leben ist es nicht immer möglich," sagte Oswald ernst, „Recht und Unrecht so genau zu scheiden, daß nicht die Grenzen hie und da in einander liefen: ein einziger Tropfen kann trübend in den klarsten Becher fallen . . . so wird es mit den Falken sein . . . sie haben nicht ganz Recht, wenn sie den Kampf beginnen, aber Recht haben sie doch — und wo die Adelsgenossen stehen, hat auch Wolkenstein seine Stelle."

„Auch gegen den Jugendfreund?"

„Auch gegen ihn!"

Der Herzog reichte dem Sänger die Hand. „Du bist offen, Oswald," sagte er, „aber ich liebe Dich um der Treue willen, die Du für den Knaben Friedrich im

Herzen trägst . . . dafür bewilligt der Mann Dein und Deiner Freunde Begehren! Geh' und sage den Falken, es soll Stillstand sein zwischen uns auf sechs Jahre, dann wollen wir auf's Neue mit ihnen vertragen, bis dahin aber bestätigen wir hiemit feierlich alle Rechte und Briefe, die uns're Ahnen ihnen verliehen! Geh'!"

Die beginnende Musik eines Zwischenreigens unterbrach den Fürsten und brachte wieder größeres Leben in die Versammlung. Die Jüngern mit den Frauen und Mädchen schritten wieder dem Tanzsaale zu, und auch Sabine folgte der Aufforderung eines Nachbarn. Zu Friedrich aber drängte sich Marx und brachte die Kunde, der Herr Kanzler Kaßler harre im Nebenzimmer, der Bote aus Italien sei eingetroffen, es dränge die Entscheidung.

Der Tafelsaal war nahezu leer geworden; wer sich nicht noch selbst am Reigen ergötzen mochte, fand ein Vergnügen daran, als Zuschauer vergangener Tage zu gedenken, und nur Einzelne waren der lieben Schüssel oder dem noch lieberen Becher treu geblieben. Oswald, erregt und gedankenvoll, war in eine der Fenster-Nischen getreten, vor welchen die schweren Vorhänge herabgelassen waren, um das Eindringen der äußern Kälte abzuwehren, und blickte nun auf die beschneiten Dächer und in den klaren, sternblitzenden Himmel der Winternacht hinaus. So konnte er nicht gewahren, daß Sabine ihrem Partner nur kurze Zeit gefolgt war, dann aber unter dem Vorwande plötzlicher Erkrankung sich von ihm losmachte — er gewahrte nicht, daß der Vorhang hinter ihm sich theilte, und Sabine eintrat: fast erschreckend fuhr er auf, als ihre zarte, warme Hand seinen Arm berührte.

„Oswald," sagte sie mit leiser, vor Erregung bebender Stimme.

„Sabine . . . Du?“ rief er staunend. „Was willst Du?“

„Dich . . .“ erwiderte sie hastig, wie die Worte sich selbst abringend, „ich suche Dich, Oswald . . . Du mußt mich hören . . .“

„Was hätten wir uns noch zu sagen!“

„Eine Bitte, Oswald . . . den Ring! Gieb mir Deinen Ring!“

„Wahnwitzige — was begehrst Du!“

„Den Ring, Oswald . . . ich muß ihn haben . . . verweigere mir ihn nicht! Vorhin . . . bei Deiner Erzählung . . . bei Deinen klaren, ruhigen und doch so innigen Worten flammte in mir auf, was Zorn und Unmuth in der Asche gehalten . . . Vergieb, vergiß, was gescheh'n . . . wenn Du mich nicht lieben kannst, nimm wenigstens Deine Verachtung von mir, ich ertrage sie nicht! Um dieses Augenblicks willen, in welchem mein Stolz gebrochen und bereuend sich Dir neigt . . . vergiß, verzeihe . . . und gieb mir den Ring der Königin!“

„Niemals! Er soll nicht entehrt werden durch solche Hand!“

„Oswald,“ flehte sie noch dringender und wie verwirrt, „versag' es mir nicht! Wenn nicht um Deinetwillen . . . thu's für mich! Um mich vor mir selber zu bewahren, thu's . . . ich flehe Dich an, laß mich nicht von Dir geh'n ohne den Ring!“

In ihrer Leidenschaft drängte sie sich immer näher an ihn; ihre weichen Arme umflochten seinen Nacken, er fühlte den Sturmschlag ihres Herzens, und ein heißer Athem umflog seine Stirne — aber die alte Gewalt war gebrochen. Diese Schönheit, die ihn einst so gefesselt und begeistert hatte, rührte ihn nicht mehr, und zum ersten Male erkannte er klar, daß er das einst vergötterte Weib nicht mehr liebe — ihre Schönheit dünkte ihm unheimlich,

und wie er beim Widerscheine des bleichen Schneelichts ihr in das glühende Antlitz sah, da gemahnt' es ihn wie das einer bösen Fey, die sich an ihn dränge, um ihn mit sich hinunter zu ziehen in den Abgrund.

„Fahr' hin, Frau Venus . . . schöne Teufelin . . .“ rief er. „Mich verlockst Du nicht mehr!“ Damit hatte er sie rasch von sich gedrängt, und der Nischenvorhang wallte hinter ihm zusammen: mit dem halberstickten Ausrufe „Oswald . . .“ sank Sabine an das Fenster, das brennende Haupt an den frostüberlaufenen Scheiben zu kühlen.

Nach einem Augenblicke erhob sie sich wieder, nach Fassung und Gleichmuth ringend — mit einem Lächeln auf den rasch erblichenen Wangen vermochte sie in den Saal zurückzutreten — sie erblickte Florentin, wie ihrer harrend, und rief ihn zu sich.

Oswald war hastig fortgeeilt und wie unwillkürlich in das Schänkgemach gerathen. Herzog Friedrich stand dort dem Kanzler gegenüber, ein mit einer Siegelkapsel behangenes Pergament in der Hand, in welches er unschlüssig hinein blickte.

„Oswald!“ rief der Herzog, da dieser, um nicht zu stören, sich rasch wieder entfernen wollte. „Bleibe, Du kommst im rechten Augenblicke! Du hast mir offen Deine Meinung gesagt, Du bist redlich und bist mein Freund . . . ich brauche nicht um besseren Rath zu suchen! Höre . . . Papst Johannes, auf dem Wege zur Costentzer Versammlung, ist schon nahe an den Grenzen von Tirol: ich hab' ihm mein Geleit' zugesagt, allein, damit nicht zufrieden, drängt er mich, ihm nach Meran entgegenzukommen, und begehrt, eh' er mein Gebiet betritt, noch besondern Vertrag mit mir abzuschließen . . .“

„Was kann der Papst mehr fordern?“ entgegnete Oswald staunend. „Was könnt Ihr ihm mehr gewähren, als Euer Geleit'?“

„Seine Heiligkeit,“ begann Kaßler, dem die Dazwischenkunft des Wolkensteiners offenbar sehr ungelegen war, „haben gewichtige Gründe, die sie besorgen lassen, sie möchten in Costentz, mitten in Deutschland, nicht völlig sicher sein, und wollen sich daher des Schutzes Seiner Durchlaucht, als des mächtigsten Nachbarn, vergewissern, — nicht blos bis Costentz, sondern auch in Costentz...“

„Und dafür,“ fiel der Herzog ein, „hat er mir dies Breve zugesandt, schon ausgefertigt und auf Meran gestellt, wo die Zusammenkunft geschehen soll und der Abschluß... Was räthst Du mir zu thun?“

Oswald warf einen kurzen gleichgiltigen Blick in das ihm übergebene Pergament. „Dabei ist nicht viel zu grübeln und zu rathen!“ sagte er. „Welche Gefahr könnte dem Papst, der durch sein Kommen des Königs sehnlichsten Wunsch erfüllt, in Costentz droh'n? Er ist im Schutz des Königs, des Reichs und der gewaltigen Versammlung, die dort tagen wird! Wozu kann er da noch Eure Hilfe fordern? Gegen wen könntet Ihr sie gewähren, als gegen Concilium, König und Reich? Mein Rath ist d'rum: ob hoch, ob niedrig, haltet Euch die Pfaffen fern — beim König ist des Fürsten Platz!“

„Ihr nehmt es leicht, Herr Ritter!“ sagte der Kanzler spitz. „Findet Ihr's doch kaum der Mühe werth, einen ernstlichen Blick in dies Pergament zu thun ... erlaubt, daß ich nachhelfe ... Seine Heiligkeit ernennen hier den Herrn Herzog zu ihrem obersten Generalcapitain über alle bewaffneten Schaaren der Kirche, wo dieselben auch streiten mögen! Er gesellt ihn der Zahl seiner vertrauten Hausräthe bei mit allen Würden und Ehren eines solchen! Verleiht ihm einen jährlichen Gehalt von sechstausend Goldgulden und verpflichtet sich, alle Kosten ...“

„Und wenn jeder Buchstabe dieses Pergaments ein Sack wäre, mit Ducaten und Würden vollgestopft,“ rief

Oswald, „ich sage Nein! Ein Herzog von Oesterreich ist zu hoch, eines Andern Rath oder Feldhauptmann zu sein, als für König und Reich!“

„Ich sollte doch meinen,“ sagte der Kanzler mit Nachdruck, „bei Seiner Heiligkeit dem Papste, dem Oberhaupt der Kirche und der ganzen Christenheit, dürfte eine Ausnahme nur ehrenvoll sein!“

„Ich habe vor der Kirche so viel Ehrfurcht, wie Ihr, Herr Kanzler,“ rief Oswald entgegen, „und vor ihrem Oberhaupte nicht minder... beweist mir nur erst, daß der Herr Johannes das rechte und wahre Oberhaupt ist: bis dahin bleib' ich dabei, der Herzog kann sich nicht auf's Ungewisse vertragen und zu ungewissem Dienst . . .“

„Bedenkt Ihr auch,“ rief Kaßler, mit Mühe seinen steigenden Unwillen bekämpfend, „daß bei der Versammlung viele und laute Klagen gegen den Herzog werden erhoben werden? Die Bischöfe von Chur, Brixen und besonders der von Trient schüren jetzt schon an der Gluth, die ihn vernichten soll . . . der Herzog muß in Costentz einen mächtigen Schutz haben, und wer könnte diesen nachdrücklicher gewähren, als Papst Johannes, der jedenfalls als Sieger hervorgehen wird!“

„Schutz?“ entgegnete Oswald. „Hat der Herzog den Bischöfen Recht gethan — was braucht er andern Schutz? Und that er ihnen Unrecht, wird das Oberhaupt ihn schützen, wenn er die Kirche geschädigt? Und wär's, daß Freunde und Helfer nöthig wären: beim König ist der Fürsten Platz; er ist ihr Schutz, wie sie der seine sind!“

„Du vergissest,“ unterbrach ihn der Herzog, „daß Luxemburg mit Oesterreich, Sigmund mit Friedrich verfeindet ist! — Er begehrt, daß ich nach Costentz komme, des Reiches Lehn von ihm zu empfangen: es ist Oesterreichs uraltes Recht, die Belehnung nirgends anders zu nehmen,

als im eig'nen Land — wenn ich ihm sein Ansinnen verweigere, wird er mir nicht noch mehr erbittert und Feind sein?"

„Er wird nicht!" rief Oswald rasch und zuversichtlich. „Ich bürge Euch dafür!"

„Was sagst Du?" entgegnete Friedrich staunend. „Wie stände solches in Deiner Macht?"

„Gebt dem Papst seinen Zettel zurück!" rief Oswald wieder. „Ich schaff's, daß Ihr mit Sigmund Euch versöhnt!"

„So wüßtest Du einen Ausweg, die Belehnung zu umgeh'n?"

„Der Ritter unterfängt sich viel!" bemerkte ärgerlich der Kanzler.

„Doch werd' ich ausführen, wessen ich mich unterfangen!" entgegnete Oswald fest. „Wie ich's zu Stande bringe, bleibt mein Amt und Geheimniß — aber mein Wappen und meinen Kopf setz' ich zum Pfande, daß es gelingt!"

„Du gelobst mir also . . ."

„Mit Eid und Wort und Handschlag, gnädigster Herr!" sagte Oswald. „Sigmund soll Euch freundlich annehmen und nichts verlangen, was gegen Oesterreichs Recht und Ehre stritte!"

„Nun denn, Kanzler," rief der Herzog, „so nehmt dies Pergament und sendet es dem Papst zurück! Das versprochene Geleit' soll glänzend gehalten sein, zu mehr aber verpflicht' ich mich nicht, und will's d'rum auch vermeiden, in Meran zu fruchtloser Zwiesprach' ihm zu begegnen . . . Geht und staunet nicht! Wir wollen diesem off'nen, treuen Sängerherzen uns vertrauen, und daß der lang' erwogene, nun rasch gefaßte Entschluß uns

niemals gereuen werde, dafür ist uns seine Freundschaft Bürge . . ."

„Und stehenden Fußes," rief Oswald warm, „brech' ich zum König auf . . . Bald sollt Ihr gute Nachricht haben!"

Der Herzog hatte Oswald's Arm ergriffen und näherte sich mit ihm der Saalthüre, während der Kanzler, sein Pergament zusammenfaltend, sich mit tiefer Verbeugung entfernte, die seinen Ingrimm verbergen mußte.

An der Thüre stand Florentin.

Der Jüngling war bleich bis in die zuckenden Lippen hinein; mit Anstrengung stieß er die Worte hervor, sich dem Fürsten mit ehrerbietigem Neigen nähernd.

„Meine edle Frau," sagte er, „schickt mich, Euer Durchlaucht den Ring zurückzugeben, den Ihr wohl aus Verseh'n an ihrer Hand gelassen . . ."

Er verwandte kein Auge vom Herzog; er wollte Gewißheit haben in den Qualen und Zweifeln, die ihn bestürmten — das Antlitz des Empfängers mußte ihm verrathen, ob der Ring ein Abweisen oder ein Zeichen der Ermunterung war.

Und das Antlitz des Herzogs verrieth es ihm. Anscheinend wie achtlos und gleichgiltig erwiderte er ein flüchtiges Wort des Dankes und des Bedauerns: aber das Aufleuchten seiner Augen sagte dem Lauscher Alles, was er zu wissen begehrt hatte.

Fast sinnlos, dem Umsinken nahe, taumelte Florentin aus dem Gemache.

„Ueber dieser Stunde regiert ein glücklicher Stern!" rief der Herzog fröhlich Oswald zu, der bei Seite getreten war, und führte ihn an die Tafel. „Laß uns die alte Bubenfreundschaft erneuen, Oswald — und mit einem

Becher Weine begießen, daß sie gedeihe und Früchte trage. Schänke, komm' und fülle zwei Pokale mit dem edelsten Marzovino . . . Stoß' an, Oswald! Die Losung sei

So wie heut',
Friedel und Oswald allezeit!"

Ende des ersten Theils.

Anmerkungen.

Die folgenden Anmerkungen haben keineswegs den Zweck, dem Buche das Ansehen besonderer geschichtlicher Forschung zu geben. Ich verwahre mich gegen die Annahme, als sollte dem Romane dadurch erhöhte geschichtliche Bedeutsamkeit angeeignet werden. Ich halte dafür, daß dem Dichter auch bei Thatsachen die größtmögliche Freiheit in der Motivirung und Gruppirung derselben zusteht, und daß ihn hiebei keine anderen Schranken binden, als die Kunstgesetze. Demgemäß glaube ich keiner Rechtfertigung zu bedürfen, wenn ich die Ereignisse an einander drängte oder verschob, wenn ich z. B. die wiederholten Kämpfe Friedrich's mit dem etschländischen Adel, die öftern Bündnisse des letztern, die mehrmalige Belagerung von Greifenstein in Eins umschmolz, oder Oswald's zweimalige Gefangenschaft zu einer zusammenfaßte, oder Friedrich's zweite Vermählung beträchtlich zurück rückte u. s. w. Die Anmerkungen haben demnach keinen andern Zweck, als bei gewissen Einzelnheiten dem der Geschichte nicht näher kundigen Leser zu zeigen, daß und wie weit die vorgeführten Verwicklungen auf der Thatsache und nicht auf willkürlicher Erfindung beruhen, und wo er das Nähere darüber finden kann.

Dr. Herman Schmid.

[1]) Das Schloß Runkelstein liegt von Bozen aufwärts an der Talfer hinter dem Schlosse St. Anton auf einem von drei Seiten freistehenden und steil in die Thalschlucht abschießenden Porphyrfelsen. Zum kleineren Theile noch bewohnt, zum größeren in Ruinen liegend, bietet es eine überraschend schöne Fernsicht die Etsch hinab, dann auf den Anfang des Meranerthals und in das enge wilde Sarnthal. Ursprünglich wahrscheinlich ein römisches Castell, ward es nach Ausweis vorhandener Urkunden 1237 von Denen von Wanga neu erbaut und ging durch Kauf 1391 an Nicolaus den Vintler über, der es in seinem jetzigen Umfange herstellte und mit Gemälden schmückte. Später kam es an die Landesfürsten, dann an die Brandis und Lichtenstein, unter Maria Theresia ward es ein Tischgut des Fürstbischofs von Trient, das es noch ist. Die offene Halle gegen das Sarnthal zu, mit den darüber liegenden Gemächern, ist noch wohl erhalten; die Capelle und der Pallas mit den Kaiserzimmern sind Ruine, ebenso die Kemenat, in welcher jedoch noch Bauernwohnungen eingebaut sind. Es dürfte schwer sein, eine schönere Ruine in schönerer Umgebung aufzufinden. Siehe: Runkelstein und seine Fresken, von V. Zingerle, 1857, S. 1 u. ff.; — Steub, Drei Sommer in Tirol, S. 383.

[2]) Das Geschlecht der Vintler kommt in Bozen schon um 1206 vor und hatte sich durch großartigen Handelsbetrieb, wozu Bozen für den levantischen Verkehr den geeignetsten Mittelpunkt zwischen Italien und Deutschland bildete, außerordentliche Reichthümer erworben. Nicolaus war dabei ein den Künsten sehr zugethaner Mann, schmückte den Runkelstein mit reichen Gemälden, legte Sammlungen an und bot Gelehrten eine Zuflucht. Er besorgte die verwickelten Geldangelegenheiten der tirolischen Fürsten von Leopold an, etwa wie heutzutage ein Hofbanquier, unter dem Namen eines „Generalsteuereinnehmers", und erhielt sogar eine

Urkunde, daß er sein Amt stündlich niederlegen und nicht zur Verantwortung gefordert werden könne. Herzog Friedrich gegenüber, der eine neue Ordnung einführen wollte, berief er sich vergeblich auf dies Vorrecht, und wurde, als er der Ladung nicht Folge leistete, abgesetzt. Friedrich erstürmte sogar den Runkelstein, aber Vintler war entflohen. Die Sage erzählt sogar, der erbitterte Fürst habe mehrere Vintler nach Bozen gelockt und kurzweg hinrichten lassen. Zuletzt kam ein Schiedspruch zu Stande, wonach Vintler 5000 Ducaten und sein Schloß wieder erhielt, aber alle Pfandschaften abtreten mußte. Er stand dann wieder in Friedrich's Gunst, nachdem dieser „ihn ausgezogen". Den Spruch: „Wo kein Geld zu gewinnen, hat ein Vintler nichts zu suchen," führt Engelhard Dietrich von Wolkenstein in seinen urkundlichen Aufzeichnungen an und bemerkt dazu: „Daucht mich nicht ganz fromm". — S.: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche, von Beda Weber, Innsbruck 1859, S. 190 u. ff.

3) Heinz Sentlinger, ein Abkömmling des Münchener Patrizier-Geschlechts (nach welchem daselbst noch Straße und Thor benannt sind), lebte bei Niklas Vintler auf Runkelstein als Caplan, Bücherabschreiber und Reimkünstler. Er ist Verfasser einer Reim-Chronik. — S.: Weber a. a. O. S. 192; — Zingerle a. a. O. S. 1.

4) Konrad Vintler, ein Vetter des Nicolaus, lebte mit ihm in engster Verbindung auf Runkelstein, sammelte eine ansehnliche Bibliothek und versuchte sich in der didaktischen und erzählenden Poesie. Die Familie der Vintler in Brunnecken bewahrt noch handschriftliche Mittheilungen desselben. Weber a. a. O. — Nach Zingerle hat er auf Runkelstein sein berühmtes „Tugendbuch" gedichtet.

Die Werke Wolfram's von Eschenbach, Konrad's von Würzburg, die Nibelungennoth und ähnliche wurden damals noch allgemein gelesen; nach Stellen aus Oswald's Liedern gewannen selbst gemeine Bauleute (Bauern) durch Gesang und Saitenspiel die Gunst ihrer Herren. „Es klang und sang von einem Schlosse zum andern, von den Bergen nieder in's Thal; wandernde Zillerthaler wurden mit ihren Liedern den etschländischen Mädchen gefährlich. Selbst die Nonnen von Sonnenburg entwischten in den Osterfeiertagen und um Pfingsten der strengen Zucht durch die Gartenthüre und tanzten singend auf grünen Hügeln." Weber: 106.

[5]) Oswald von Wolkenstein hatte nur ein Auge. Nach Weber a. a. O. S. 105 verlor er dasselbe bei einer Fastnachtsfeierlichkeit, indem es ihm mit einem Bolzen ausgeschossen wurde. Er wurde hiernach auch genannt und ist auf seinem Grabstein am Dome zu Brixen so abgebildet. Hormayr (Taschenbuch f. vaterländische Gesch., 36. Jahrg., 1847, S. 252) erzählt, Oswald habe das Auge bei der Belagerung von Greifenstein durch einen Pfeilschuß verloren. Gewiß ist, daß seine Einäugigkeit ihm bei den Frauen vielfach Spott zuzog, ebenso wie sein schon im fünfundzwanzigsten Jahr vollständig ergrautes Haar, worüber er sich jedoch mit Petrarca tröstete, daß dies ein Beweis eines besonders liebefähigen Herzens sei. Weber a. a. O. S. 122. In Ulm stellte ihn ein Edelmann seiner Frau vor, den berühmten Dichter zu begrüßen, sie aber erwiderte:

ich wol vernym
dein krumben ton;
was mocht mir ach
der weghart wolgefallen?

Oswald aber tröstet sich und fährt fort:

Sêr ich entgalt,
das mein gestalt
fuehrt halbs gesicht.
wer ainen wigt
nach schauen, der pfligt
der bitze nicht;
ain slecht gewand
tet mir die schand
als oft geschicht.
mein mantl sprach
„wes liesstû nit dein wallen?“

S.: Die Gedichte des Oswald von Wolkenstein, herausgegeben von Beda Weber, Innsbruck 1847, S. 55.

[6]) Frei nach Wolkenstein, wie er seine Fahrten erzählt, z. B.:

Gen preussen, littwan, tartarey, turkey, uber mer
Gen frankreich, lampart, spanien mit zwayen kunigs her
traib mich die mynn auff meines aigen geldes ber.

Gedichte: S. 22.

[7]) Treib her
Treib uberher
du trautes agneslein,

das mein, zu mir ruck mit den schefflin dein,
komm schir mein schönes agneslein
ich merck
dich wol, aber ich entien sein werlîch nicht,
dein waide die ist gar entwicht,
mein haide stêt in gruener pflicht.

Mein baid
die ist wol aus der massen kurlîch gut
mit klê, laub, gras, vil pluemlîn pluet
der snê gêt ab in meiner huet.

So hor
ich hie vil sûesser vogelîn gesangk
dapey ist mir die beil nit lanck
gar frey ist aller mein gedanck.

Oswald's Dichtungen sind theils erzählender Art und behandeln seine vielen Fahrten und Abenteuer; theils sind es Minnelieder von der zartesten Empfindung bis zum ausgelassensten Muthwillen. Eine dritte Art bilden die religiösen und lehrhaften Gedichte, worin er seine Zeitanschauungen ausspricht, z. B. über die Hussiten, über das Verhältniß der verschiedenen Stände u. s. w. Die Familie Wolkenstein-Rodenegg besitzt im Schloß Rodenegg eine eigenhändige Abschrift von 1442; sie ist Großfolio auf Pergament geschrieben und mit dem gemalten Bildnisse Oswald's, sowie mit den von ihm zu den Gedichten componirten Sangweisen in choralartiger Notenschrift versehen. Eine etwas vermehrte Abschrift davon auf Papier von 1444 ist im Ferdinandeum zu Innsbruck, eine dritte in der Wiener Hofbibliothek. — Ged.-O. v. Weber, S. 16, 17.

[8]) Der ganze Runkelstein scheint mit Gemälden geziert gewesen zu sein, wovon selbst noch an den Ruinen Spuren zu bemerken sind. Der Maler, der sie herstellte, ist unbekannt, scheint aber ein in Meran seßhafter Meister gewesen zu sein, weil die in der alten Herzogsburg zu Meran, vielmehr in deren Capelle angebrachten Wandmalereien in Zeichnung und Ausführung außerordentliche Verwandtschaft mit denen auf dem Runkelstein haben. Kaiser Max ließ sie 1504—8 durch seine Hofmaler Jörg Kölderer und Friedrich Lebenfacher renoviren. Die ältesten (in der Kemenat) sind weniger von künstlerischer Bedeutung, als von geschichtlichem Interesse; die Umrisse sind mit schwarzen Linien gemacht, die Gestalten überschlank, die Bewegungen affectirt,

die Gesichter ohne Ausdruck. Interessanter sind die Grün in Grün mit weißen Lichtaufsätzen auf den Kalkbewurf ausgeführten Gemälde aus Tristan und Isolt u. s. w., die auf den Außenwänden der Halle in Farben dargestellten Triaden oder Dreiheiten aber desto handwerksmäßiger gepinselt. An den Saalbildern ist es besonders die sorglos kecke Naivetät der Darstellung, was anzieht; obwohl an manchen, z. B. an einem Schlachtgemälde, auch die verwickelte Composition alle Anerkennung verdient. Zingerle a. a. O. S. 1, und F. Steub a. a. O.

9) Oswald wurde von Sabine Hausmann nach allen Nachrichten und den Andeutungen seiner Gedichte derb zum Besten gehalten. Er scheint eingesehen zu haben, daß sie eine herzlose, leichtsinnige Coquette war, und vermochte doch nicht, sich von ihr loszureißen: vielmehr hoffte er, durch seine Beständigkeit und Treue sie zu bekehren. Als er endlich bestimmten Bescheid forderte, erklärte sie, ihn heirathen zu wollen, wenn er die Stärke seiner Liebe durch eine Pilgerreise nach Jerusalem beweise. Oswald's abenteuerlichem Sinne war das völlig angemessen, hatte er doch das väterliche Haus im achten Jahre verlassen und sein Leben bis zum 25sten auf Fahrten zugebracht. Zuerst war er nach Ostpreußen gezogen, um an den Kämpfen des deutschen Ordens Theil zu nehmen, dann mit den Hanseaten nach Dänemark, Schweden und Norwegen, wo die Frage der Union, nach England, wo der Krieg mit Schottland unter Douglas ausgestritten wurde. Dann zog er landeinwärts mit Handelsleuten an's schwarze Meer, nach Trebisonde, Caffa, drang mit einer Caravane durch Groß- und Klein-Armenien bis an den Euphrat, ging nach Constantinopel und machte schließlich die große Türkenschlacht bei Nikopolis mit. Die neue Fahrt trat er in wirklicher Pilgertracht mit überschwänglicher Begeisterung an, schiffte sich zu Genua nach Alexandria ein, ging nach Kairo oder Neubabylon, wo er mit Saladin bekannt wurde, und dann durch Arabien nach Palästina. Als er wieder heim kam, erfuhr er gleich am ersten Abend zufällig: „Sabine habe mit lächelnder Miene über sein zerschossenes Auge mittlerweile den Hans Hausmann von Hall geheirathet.“ Es war, sagt sein Biograph Weber a. a. O. S. 131, die trübste Zeit seines Lebens.

10) Friedrich liebte es, verkleidet im Lande umher zu schweifen, namentlich in jüngeren Jahren, wo er überhaupt ein lustiges Leben geführt zu haben scheint. Das Zechgelage, das Oswald schildert (Gedichte S. 49) ist mindestens sehr derb. Weber, der

diesen romantischen Zügen am abgeneigtesten ist, gesteht zu, daß Burglechner (in seinem „tirolischen Adler“) anführt, Friedrich „sei oft verkleidet durch die Berge gewandert.“ (A. a. O. S. 293.) — Im Jahre 1407 konnte er in Bozen nicht zahlen und auch das Fuhrlohn für aus Venedig gekommenes Gut nicht entrichten, und schickte zu Vintler nach Runkelstein, weil der Wirth auf seine Person, Dienerschaft und Rosse Beschlag gelegt hatte. Vintler kam und löste ihn mit 1600 Ducaten aus, wofür er sich sofort einträgliche Gefälle verschreiben ließ. — Weber a. a. O. S. 194. — Brandis in „Tirol unter Friedrich von Oesterreich,“ Wien 1823, S. 190, schenkt dessen Zeitgenossen Aeneas Sylvius mehr Glauben, welcher erzählt: „Friedrich habe sich darin gefallen, in Bauerntracht im Lande herumzugehen, weil er, wie er auf Vorstellungen seiner Räthe erwiderte, auf keine andere Weise die Wahrheit erfahren könne.“

[11]) Der Ansitz Goldegg in Mitter-Lana, ein interessantes Gebäude, ist im Besitze eines Bauern. Die seit längerer Zeit wieder in glänzenden Verhältnissen befindliche Familie hat bisher vergebens versucht, den Stammsitz wieder an sich zu bringen.

[12]) Die Capelle muß früher sehr schön gewesen sein; jetzt, nachdem sie eine Zeit als Stall gedient, ist sie höchst ruinös, und von den erwähnten Gemälden, welche mir von besserer Hand dünkten, als die übrigen, wird bald nichts mehr übrig sein. Der Christuskopf ist von hoher Schönheit. Zingerle führt an, daß über dem Eingange früher die Inschrift gestanden:

ich sach den may mit rosen umfan,
darzu vil maniger hande vogelîn,
die sangen so schone, daz es erhall
in den bergen überall . . .

[13]) So erzählt die Sage den Schluß der Geschichte von Tristan und Isolde, welche bekanntlich von Gottfried von Straßburg nicht ganz zu Ende geführt wurde, oder verloren ging. Sein Gedicht reicht nur bis dahin, wo Tristan, von Isolden geschieden, die zweite Isolde, die Weißhand, kennen lernt und für sie entbrennt. Simrock, Tristan und Isolde, Bd. II, S. 400. — Garel vom blühenden Thal ist ein Rittergedicht von Pleier, dessen Handschriften in Linz und Wien liegen. Das Nähere darüber giebt Zingerle a. a. O. S. 12 u. ff.

[14]) Die Bauern hatten sich in Tirol fast durchweg frei erhalten. Eine eigentliche Leibeigenschaft scheint es nicht gegeben zu haben, und die Grundeigenschaft war ausschließend auf den Grundverband, Leistung vom Zehnten, Besthaupt ꝛc. beschränkt. Persönlich war der Bauer völlig unabhängig, so daß er sogar das Baurecht, d. h. die Benutzung des ihm verliehenen Gutes veräußern konnte. Das Recht wurde in offenen Versammlungen nach ungeschriebenen Satzungen mündlich geübt, und die aus dem Volke gewählten Richter urtheilten nach ihrem Rechtsgefühl. Das hieß man das Recht ansagen, und selbst der Landesherr ward erst anerkannt, wenn eine allgemeine Versammlung ihm sein Recht angesagt hatte. Diese Versammlungen hießen Ehehaftthaidigung, Landsprache, Mannengericht. Dazu mußten die Bauern zugezogen werden, sogar in ganz adeligen Streitigkeiten. Der Beweis ward durch Eidhelfer geführt, und von diesen konnten auch die Beklagten nicht ausgeschlossen werden. Weber a. a. O. S. 31 u. ff.; — Brandis S. 22. Wurde ein solcher Spruch nicht befolgt, dann konnte der Sieger ihn mit Waffengewalt erzwingen, und Alles mußte ihm helfen. Brandis in seiner Einleitung führt aus, wie der Adel eben damals begann, an diesen Verhältnissen zu rütteln. Siehe auch S. 205 über die damalige Rechtspflege.

[15]) Appenzell hatte sich von dem Abte zu St. Gallen losgemacht, und dieser suchte Hilfe bei Friedrich, der auch bis St. Gallen vordrang, aber an der Wolfshalde 1406 tüchtig geschlagen wurde. Nun drangen ihrerseits die Appenzeller vor, eroberten das Rheinthal und gelangten, überall Friedrich's Schaaren vernichtend, bis Landeck und Imst. Sie erließen eine Aufforderung an das Landvolk, und dies war nicht ganz abgeneigt, sich ihnen anzuschließen. Jedenfalls bestand Friedrich's Heer nur aus geworbenen Söldnern; es war nach einer alten Aufzeichnung „ain gar großer Hauffen von allerlei verwegenen Pueben.“ Die Lage des Herzogs wäre sehr bedenklich gewesen, wenn nicht die Appenzeller durch innere Zerwürfnisse zum Rückzuge genöthigt worden wären. — Brandis a. a. O. S. 23 u. ff.

[16]) Alm — ein in der Tiroler Mundart sehr gebräuchliches Wort, welches allemal oder immer bedeutet. — Woltern ist eine Verstärkung von wohl. Weimer sind die Weintrauben, Kesten (Käschten) die Kastanien, Mule ein Maulthier. Aber (awer), vom lateinischen apricus abstammend, ist auch im bai'rischen Gebirge einheimisch und bezeichnet den Zeitpunkt, wenn der Schnee geschmolzen ist.

17) Der Widerstand gegen die Einführung des römischen Rechts war in Tirol besonders stark. Die Richter sollten nur nach tirolischem Rechte sprechen, und selbst kaiserliche Schiedsaussprüche mußten, wenn sie giltig sein sollten, auf demselben beruhen. Deshalb durfte auch kein Ausländer eine Richter- oder Verwaltungsstelle bekleiden. — Brandis a. a. O. S. 55.

18) Wo die Etsch das Thal von Meran verläßt und sich gegen Bozen hinüber krümmt, bei Terlan und Siebeneich, erhebt sich links ein ungeheurer Felsenkegel, frei von den umgebenden Gebirgen, in eine kahle Spitze endend, auf welcher Burg Greifenstein steht. Ein einziger schroffer Pfad führt an den Abgründen hinauf, ist jetzt aber gefährlich geworden. Ursprünglich den Eppanern gehörig, wurde es von Ludwig dem Brandenburger berannt, weil jene, nach der Sitte der Zeit von Sattel und Stegreif lebend, die vorüberziehenden Kaufleute plünderten. — Tiroler Almanach von 1805 mit Abbildung; — Brandis a. a. O. S. 155. — Der ganze Felsen war bis in die Tiefe hinab voll versteckter Ausgänge und unheimlicher Gemächer, wie ein Hügel voll Maulwurfslöcher. Weber a. a. O. S. 310.

19) Schon zur Zeit des Appenzeller Krieges hatten die Edlen einen Bund geschlossen, dessen Abzeichen ein auf der Brust getragener silberner Elephant war. Er sollte den Adel in seinen Rechten schützen und ward anfänglich nur auf fünf Jahre geschlossen. Als Friedrich Miene machte, den vorhandenen Rechtszustand nach seiner Anschauung auszulegen, wurde der Bund wieder vorgesucht, und an die ursprünglichen 22 Theilnehmer aus dem Etschland schlossen sich allmälig alle bedeutenden Adelsgeschlechter an, so daß die Zahl auf 135 Mitglieder stieg. Zweck des Bundes war, „ihr gutes tiroler Recht gegen Jedermann, selbst gegen den Landesfürsten zu vertheidigen;" ihre Streitigkeiten sollten sie unter sich ausmachen, und jede Berufung auf den Herzog als Verrath gelten; die Burgen sollten einander gegenseitig offen stehen u. s. w. Die erste Urkunde vom Bartholomäustage 1406 in der Zeitschrift des Ferdinandeums Bdch. 4 S. 264. — Friedrich, darüber sehr erbittert, suchte den Bund dadurch unschädlich zu machen, daß er ihm selbst beitrat, und ließ ihn 1423 auf einem gefügigen Landtage zu Bozen (wobei aber die „eltisten und wizigisten" nicht anwesend waren) für ungesetzlich und unerlaubt erklären. Der Bund spukte indeß noch immer im Geheimen fort und fand sein wirkliches Ende wohl erst 1427

mit dem Falle des Greifensteins. Weber a. a. O. S. 158, 378; — Brandis S. 26, 149.

20) Baiern hatte nicht verschmerzt, wie Tirol aus seiner Hand gekommen war; der Herzog Stephan von Ingolstadt, sowie die Münchener Fürsten Ernst und Wilhelm schenkten daher dem Rottenburger williges Gehör, als er sie in seiner Trienter Fehde gegen Friedrich aufforderte, ihre alten Rechte wieder geltend zu machen. Sie rückten 1410 unvermuthet ein und kamen bis an das Schloß Matzen, das Ulrich von Freundsberg so hartnäckig vertheidigte, daß Friedrich Zeit gewann, sein Heer zu sammeln und bei Tratzberg zu lagern. Es kam jedoch nicht zur Schlacht, sondern durch Vermittlung des Passauer Bischofs zum Waffenstillstand auf zwei Jahre. Nach Ablauf desselben 1413 erneute Herzog Stephan seinen Einfall, drang bis Hall, wo er die Salzröhren zerstörte, und verhandelte dann bis zu seinem baldigen Tode. Ludwig der Bärtige, sein Sohn, schloß Frieden und ein enges Freundschaftsbündniß mit Herzog Friedrich. Brandis S. 59, 68; — Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, Wien 1841, Bd. V. S. 127.

21) Dies war geschehen, gewissermaßen als Belohnung dafür, daß Adel und Volk den Lockungen der Appenzeller widerstanden hatten. Der Brief (Brandis, Urkunden-Anhang S. 251) ist in sehr dehnbaren, allgemeinen Ausdrücken abgefaßt und behält, indem er alle Rechte und Freiheiten bestätigt, auch alle landesfürstlichen Rechte „trotz der Freiheiten dieses Briefes" sich vor. Damit war also eigentlich nichts gewonnen, sondern nur der bisherige Stand verlängert und die Lösung des thatsächlich vorhandenen Conflicts der gegenseitigen Ansprüche verschoben. Weber a. a. O. S. 103.

22) Das mächtigste Dynastengeschlecht nach dem von Rottenburg (wovon unten) waren die Spaur im südlichen Nonsthale, immer im Zusammenhange mit Italien, namentlich den Visconti in Mailand, um gegen die Landesherren einen Halt zu haben. Peter von Spaur (nach einem Portrait in einem wälschtirolischen Schlosse) war von gedrungener Gestalt, hatte kleine, bewegliche Augen, ein breitgedrücktes Gesicht mit mächtiger Stirne voll List und Rückhalt. Er sprach wenig und hielt sich immer etwas zweideutig und zurückhaltend, daher sein Wahlspruch. Weber a. a. O. S. 240. Spaur's Gesinnung war jedoch durchaus deutsch und wirkte in diesem Sinne auf die südlichen Edlen.

[23]) Paris von Lodron, Spaur's beständiger Bundesgenosse, deckte den Rücken durch seine Verbindungen mit dem Dogen Foscari, Mailand und Mantua. Er diente deutschen und wälschen Fürsten als Bandenführer, wobei nie die Partei, sondern nur das Geld den Ausschlag gab. Er war nicht viel anders, als ein Raubritter alter Sorte, treulos und hinterlistig. Eine im Innsbrucker Archive vorhandene Handschrift enthält eine an Herzog Friedrich gerichtete Anklage und Aufzählung seiner Verbrechen, worin Bestechung und Treulosigkeit mit Raub und Mord abwechseln. Sie beginnt: Infra scripta sunt prodiciones commissae per proditorem et adulterum Pariscium de Lodrono. Brandis a. a. O., Urk.-Buch S. 454 Nr. 107.

[24]) Aldriget von Castelbarco, im Besitze Roveredo's, war ebenfalls ein Parteigänger wie Lodron, wollte die Stadt an die Venetianer ausliefern und schloß mit ihnen ein Bündniß. Primisser, Chronik von Tirol a. 1413.

[25]) „Franz (Heinz) von Greifenstein, der Letzte des Stammes, bewegte sich neben seinen Vettern Ulrich und Wilhelm von Starkenberg als ihr besonderer Freund voll Freude, die Hauptburg seines Stammes in so wackern Händen zu wissen, unversöhnlich gegen Friedrich, krüppelhaft vor Alter und Mühsal." Nicolaus Vintler sagt in einem Briefe von ihm, „wenn er auch auf Krücken gehen müßte, stände er noch um Mitternacht auf, um retten zu helfen, was von jeher so gewesen." Die Starkenberge selbst, früher im Innthale seßhaft, besaßen Hochnaturns, Forst, Eschenlohn, Schönna und durch Erbschaft auch Greifenstein. Sie waren es, die am trotzigsten am Alten hingen, auch von Natur mit einem eigenen Geschlechtstrotze begabt. „Der Ausdruck ihres Wortes war ebenso unerhört als die Willkür der That, und von Klugheit, welche die übrigen Adelshäupter nie aus den Augen setzten, war bei ihnen nie die Rede. Sie setzten ihr ganzes Dasein auf's Spiel für ihre unerbittlichen Grundsätze, bereit, einem ungeheuren Schicksal mit Bewußtsein anheimzufallen. Die brüderliche Liebe Beider ging so weit, daß sie ihren Besitz nie theilten." — Weber a. a. O. S. 249; — Brandis S. 153.

[26]) Das Bundeszeichen wurde später vermuthlich des Scheines halber in einen Falken abgeändert.

[27]) Die Unwissenheit unter den Adeligen war damals sehr groß. Bücher waren äußerst selten, Doctoren und Gelehrte in Tirol eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Oswald von Wolken-

stein bildete durch seine Kenntnisse und Erfahrungen eine hervorragende Ausnahme. Brandis S. 108. — Hormayr in: „Der Herzog mit der leeren Tasche und dem goldenen Dach" (Taschenbuch f. vaterl. Gesch., 36. Jahrg., S. 267) nennt Ruhm und Wissen in Tirol zu damaliger Zeit einen weißen Raben.

28) Die Hauptanführer des Bundes waren die beiden Starkenberge, die Grafen von Mätsch, Hans und Jörg von Spaur, Gufidaun, zwei von Schlandersberg, drei Wolkensteiner, drei von Trautson, zwei Brandis, dann Villanders, Fuchs, Annenberg, Liebenberg, Embs, Zwingenstein, Feigenstein, Goldegg und Schegg. Brandis S. 148.

29) Der Ueberfall des Runkelsteins und Vintler's erfolgte nicht durch Starkenberg, sondern durch Rottenburg, etwas früher, und zwar zu dem Zwecke, um den von Friedrich bedrohten Generalsteuereinnehmer wider seinen Willen davor zu bewahren, daß er nicht sammt allen Pfandverschreibungen in die Gewalt des Herzogs käme. Die Edlen hatten fast alle durch Vintler Geld auf Pfand an den Herzog geliehen, wollten also nicht, daß er die Pfandbriefe in die Hände bekomme oder aus den Listen ersähe, wer seine Hauptgläubiger waren. Weber a. a. O. S. 197.

30) Die Rottenburger, früher ebenfalls im Innthale hausend, waren das mächtigste Dynastengeschlecht an der Etsch geworden, dem Herzog an Pracht und Macht überlegen. Heinrich war Landeshauptmann an der Etsch für Friedrich, welcher Vogt des Trientiner Bisthums und dessen weltlicher Oberherr war. Diese von den Bischöfen nie anerkannte Oberherrlichkeit bildete den steten Zankapfel, und als Bischof Georg von Lichtenstein unter Anlehnung an Wälschland sich davon frei machen wollte, stand Rottenburg zu ihm. Er half ihm, die Bürger von Trient, die sich gegen seine Härte und Grausamkeit empörten, zu zwingen, und ließ ihren Anführer, Rudolph von Bellinzona, hinrichten. Als Friedrich heranzog, floh er aus dem Lande und wandte sich, wie schon erwähnt, nach Baiern, wurde aber beim Versuche der Rückkehr gefangen. Friedrich ließ ihm den Prozeß machen, während er nach tiroler Recht nur von Mannen gerichtet werden konnte. Weil er sich vollständig unterwarf, ward er entlassen, starb aber bald darauf, wahrscheinlich an Gift. Die Trientiner Händel sind in guter Uebersicht zusammengestellt bei Hormayr, Taschenbuch f. vaterl. Gesch., 36. Jahrg., S. 224 u. ff. Vergl. Brandis 62, 66, Weber 205 u. ff., Lichnowsky S. 131.

[31]) Die Straße über Meran und durch's Vintschgau in's deutsche Reich und nach der Schweiz war die hauptsächlichste oder einzige für den damaligen Verkehr mit Italien und dem Orient. Die steten Privatfehden gefährdeten deren Sicherheit im höchsten Grade. Auf dem Landtagsabschiede zu Bozen wurden 1420 eigene Vereinbarungen getroffen. — Weber S. 249.

[32]) Das Geschlecht der Müllinen stammte aus der Schweiz. Hans, dessen Vater Egli mit Leopold in der Sempacher Schlacht gefallen war, sollte erst geistlich werden, trat dann aber die von Friedrich ihm verliehene Pfründe an seinen Bruder ab und trat auf Veranlassung seines Mutterbruders Dießenhoven in Friedrich's unmittelbare Dienste. Dieser hauste auf Dießenhoven, das er von Kyburg zu Lehen hatte. Der Widerstand des tirolischen Adels gegen seine Pläne drängte Friedrich, sich Freunde und Anhänger in den Vorlanden zu holen. Sie waren fast alle dort heimisch und hatten in Tirol keine oder nur von Friedrich verliehene Besitzungen. Sie bildeten zuerst eine Art ständiger und bezahlter Hofumgebung, worüber die Tiroler viel spotteten. Oswald spricht davon, daß sie sich „für die falschen Künste ihres Katzbalgens aus den Landescassen bezahlen ließen", und singt ein andermal:

Das Mädchen ist aus Flandern,
Liebt bald den Einen, bald den Andern.

Weber S. 163 u. ff.; — Brandis S. 195; — Tirol. Almanach von 1804 S. 209.

[33]) Die Schilderungen von Friedrich's Persönlichkeit stimmen darin überein, daß er ein schöner Mann, herrlich gebaut, mit langem Barte und tiefsinniger Miene war. Es giebt viele Abbildungen von ihm, so in Van der Hardt, Act. concil. Trident. T. II. und bei Lichnowsky Bd. V. In seinem Charakter ist hervorstechend, daß das heiße Blut und der Augenblick ihn stets hinrissen. (Hormayr, „Der Herzog mit der leeren Tasche" 2c. S. 260): Er war ein wunderlich Gemisch von Eigensinn und Schwäche, „ein trutzig und verzagt Ding," glänzend in allem ritterlichen Thun. Er liebte es, nach eigenem Sinne zu handeln, und wollte nicht blos Fürst heißen, sondern es sein. Dabei war er von entschiedener Lebenslust. „Spiel, Gesang, Wein und Liebe behagten ihm mehr als ziemlich." Hormayr a. a. O.; — Weber 144; — Brandis 189, 191.

[34]) Abraham von Memmingen trat als Büchsenmeister in Friedrich's Dienste und erhielt einen Sold von 200 Ducaten,

wogegen er versprach, ihm gegen die rebellischen Edelherren beizustehen. Er scheint die ersten Kanonen nach Tirol gebracht und die Verfertigung, sowie den Gebrauch des Schießpulvers gelehrt und erweitert zu haben. In einem im Innsbrucker Archiv liegenden Originalbriefe erbietet er sich, „mit den egenannten püchsen und mit dem hindern tail dreyerlay materi daraus zu schießen, daz ewr gnad so leich arbeit nie gesehn noch gehort hat, und wil auch die püchsen mit leichter arbait bringen für stel und hawser, wo denn ewr gnad hin wil"; und wieder: „gett mir salitter und schwebel, so wil ich machen puluer nach meinem mut, daz ir solich puluer nit habt; damit wil ich dann arbaytten, daz ewr gnad nütz ist und mie erberleich." — Weber S. 163; — Brandis S. 209 und Urk.-Buch Nr. 123. — Hormayr nennt ihn einen Juden, ohne Begründung dafür.

[35]) Eine Aufzählung der vertrautesten Räthe und Diener Friedel's giebt Brandis S. 193. Kaßler spielt dort eine bessere Rolle, als die im Roman ihm zugetheilte.

[36]) Ein vorzüglich treuer Anhänger Friedrich's, nachmals sein Kammermeister und Erbhofmeister. Er erhielt Schloß Boimund als Lehen.

[37]) Der Lehenverband war damals schon fast das einzige Band geworden, das sich um den deutschen König und die Fürsten schlang, welche immerhin nach der Landeshoheit strebten. Zur Lehenspflicht gehörte es, das Lehen am Hofe des Königs zu empfangen und bei besonderen Gelegenheiten zu Hofe zu fahren (Hofvart). Herzog Rudolph IV. von Oesterreich fand das unbequem und ließ daher (wie unwiderleglich dargethan) Urkunden anfertigen, nach welchen Oesterreich hiervon befreit sein solle. Die Urkunden wurden schon damals bezweifelt, und wohl darin lag es, daß Friedrich auf seinem Widerstande nicht beharrte, sondern gleichwohl sich fügte, die Belehnung in Constanz anzunehmen. Ueber diese Urkunden giebt die treffliche Monographie: „Die Landeshoheit Oesterreichs nach den echten und unechten Freiheitsbriefen", von Berchtold, München, Cotta, 1862, gründlichen Aufschluß, insbesondere S. 113 u. ff.; — Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmund's II., Hamburg 1839, Bd. II. S. 40.

[38]) Der Streit mit dem Bischof von Trient wurzelte, wie schon erwähnt, in dem diesem unbequemen Oberherrlichkeits-Verhältnisse der Grafen von Tirol. Friedrich nahm, da die Streitigkeiten mit der Bevölkerung kein Ende nahmen, den Bischof

gefangen und erklärte ihn der weltlichen Oberherrschaft verlustig. Er mußte ihn jedoch freilassen, und der Bischof schürte von Wien aus unablässig. — Mit dem Hochstifte von Chur gerieth Friedrich wegen einiger Ansprüche auf etschländische Besitzungen in Streit; sein Landvogt Hans von Lupfen überfiel den Bischof und nahm ihn gefangen, aber das Landvolk stand auf und befreite seinen Herrn. Von diesem Augenblicke an war der Bischof (Hartmann von Werdenberg) Friedrich's ergrimmtester Feind. — Der Streit mit dem Bischof von Brixen entstand wahrscheinlich wegen der vom Bischof angesprochenen Befreiung seiner Leute von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Auf Beschwerde der Unterthanen schritt Friedrich ein, besetzte die Schlösser des Bischofs und nahm ihn gefangen. Als derselbe die angesprochene Befreiung urkundlich nachgewiesen, ward er freigegeben. Brandis a. a. O. S. 15.

39) Ein ausdrückliches solches Versprechen ist mir nicht bekannt, dürfte aber in der Natur der Dinge liegen, da Johann fürchten mußte und wirklich fürchtete, das Concil zu Constanz möge, wie das vorhergehende zu Pisa gethan, sich über die Gegenpäpste stellen, diese absetzen und neu wählen. Johann wollte dem Concil um jeden Preis entgehen, da aber Ladislaus von Neapel ihn aus dem Kirchenstaate vertrieben hatte, und er nur von Sigmund wirkliche Hilfe erwarten durfte, mußte er sich fügen und nahm den heimlichen Gegenbefehl, den er schon erlassen hatte, wieder zurück. Aschbach a. a. O. Bd. 2 S. 11; — Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. u. 16. Jahrhunderts, Constanz 1845, Bd. 2 S. 53 u. ff., dann 69.

40) Papst Johannes besaß und erwarb fortwährend ungeheure Reichthümer durch Pfründenverkauf, Geldwucher, Ablaßhandel und andere Dinge, welche der sich weiter Interessirende bei seinem Biographen und Geheimschreiber Theodorich von Niem nachlesen mag. Er ging so weit, für seine Geschäfte eine Art von Generalpächtern aufzustellen, die er dann, um die Abrechnung zu umgehen, einkerkern und tödten ließ. Niem, ein völlig tadelloser und glaubwürdiger Mann, beginnt deshalb die Lebensbeschreibung mit einer eindringenden Verdammung des Geizes. — Bei Henricus Meibomius, Francof., Ad. Moen, Ao. 1720, p. 2, 5, 11, 36.

41) Mit Ludwig dem Brandenburger, dem Sohne Kaiser Ludwig's des Baiern, waren selbstverständlich viele Adelsgeschlechter aus Baiern gekommen, die sich aber bald tirolisirten. Ueber die Fuchs siehe Weber, Oswald und Friedel, S. 251.

42) Ain kunigin von arragôn was schôn und zart
dafur ich knyt zu willen, reicht ir den part,
mit hendlein weiss bant sy darein ain ringlîn zart
lieplich und sprach: non may plus disligaides.

Oswald v. Wolkenst. Gedichte (Weber) S. 23.

43) et 44) De platea Feltri recedens (Sigismundus) cum duce (Friderico) Austriae ibant brachiati et quia Dux vestem habebat velutti nigri longam ad terram, rex secum transiens videbat in via lutum et ducem interloquendo cum veste ducebat per lutum. Dux vero quum ulterius pertransiisset, manu veste plicata crura regis percutiebat et illius caligas luto vestis deturpabat. Rex enim tunc vestitus erat diploide velluti de carmisino ad medium crus.

Aschbach, Gesch. Kaiser Sigismund's, Bd. I, S. 358. Anm. 13.

45) „An demselben Tanz wart ein Jungfraw, eines purgers Tochter, verzückt und an eine heimliche stat gefürt und genotzoget; da wart K. Sigmund mit gezigen und hat es doch nit getan. Der Herzog Friedrich es selber uf den konig ußgegeben hatte und hatte es selber getan." Das Mädchen hatte angegeben: „er hat ein langen part, aber an der sprache ist es nit der konig gewesen." Wie erwähnt, trug Friedrich einen solchen Bart, aber auch Sigmund, um den Ungarn zu schmeicheln. „Der König war sehr erboßt, weßte er, wer Im das Wort hette gemacht, er solde nymer ungerischet bleiben an Ime, ob es sich nymer geburden wurde. Er wollte an solche smachait und schanden, die Ime widerfaren were, und er's doch nicht verdient hatte."

Eberhard Windeck, Leben Kaiser Sigismund's, bei Aschbach a. a. O. S. 359, Anm. 14, 15, 16.

46) Diese Frau, den Lesern wohl meist nach dem Bilde bekannt, welches Schiller in der Jungfrau von Orleans von ihr zeichnet, war eine der bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit — bei außergewöhnlicher Schönheit zugleich eine der gebildetsten Frauen, an deren Hofe sich Alles versammelte, was Poesie, Beredsamkeit, Minnethum und Gesang an bedeutenden Erscheinungen hervorbrachte. Eine Schilderung giebt Weber a. a. O. S. 284.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

[42]) Ain kunigin von arragôn was schôn und zart
dafur ich knyt zu willen, reicht ir den part,
mit hendlein weiss bant sy darein ain ringlîn zart
lieplich und sprach: non may plus disligaides.

Oswald v. Wolkenst. Gedichte (Weber) S. 23.

[43]) et [44]) De platea Feltri recedens (Sigismundus) cum duce (Friderico) Austriae ibant brachiati et quia Dux vestem habebat velutti nigri longam ad terram, rex secum transiens videbat in via lutum et ducem interloquendo cum veste ducebat per lutum. Dux vero quum ulterius pertransiisset, manu veste plicata crura regis percutiebat et illius caligas luto vestis deturpabat. Rex enim tunc vestitus erat diploide velluti de carmisino ad medium crus.

Aschbach, Gesch. Kaiser Sigismund's, Bd. I, S. 358. Anm. 13.

[45]) „An demselben Tanz wart ein Jungfraw, eines purgers Tochter, verzückt und an eine heimliche stat gefürt und genotzoget; da wart K. Sigmund mit gezigen und hat es doch nit getan. Der Herzog Friedrich es selber uf den konig ußgegeben hatte und hatte es selber getan." Das Mädchen hatte angegeben: „er hat ein langen part, aber an der sprache ist es nit der konig gewesen." Wie erwähnt, trug Friedrich einen solchen Bart, aber auch Sigmund, um den Ungarn zu schmeicheln. „Der König war sehr erboßt, weßte er, wer Im das Wort hette gemacht, er solde nymer ungerischet bleiben an Jme, ob es sich nymer geburden wurde. Er wollte an solche smachait und schanden, die Jme widerfaren were, und er's doch nicht verdient hatte."

Eberhard Windeck, Leben Kaiser Sigismund's, bei Aschbach a. a. O. S. 359, Anm. 14, 15, 16.

[46]) Diese Frau, den Lesern wohl meist nach dem Bilde bekannt, welches Schiller in der Jungfrau von Orleans von ihr zeichnet, war eine der bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit — bei außergewöhnlicher Schönheit zugleich eine der gebildetsten Frauen, an deren Hofe sich Alles versammelte, was Poesie, Beredsamkeit, Minnethum und Gesang an bedeutenden Erscheinungen hervorbrachte. Eine Schilderung giebt Weber a. a. O. S. 284.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.